

## Berichte

### über die bei den Versammlungen des Vereins von Altertumsfreunden gehaltenen Vorträge.

In der Sitzung am 6. Mai 1915 sprach Geh.-Rat Fr. Marx über ein Gemälde des Leonardo da Vinci aus der kurfürstlichen Galerie zu Kassel. Das von dem Vortragenden behandelte Bild ist die Caritas des Leonardo, das berühmteste Bild der Casseler Galerie vor der Beraubung durch die Franzosen; es wurde 1806 von dem General Lagrange beschlagnahmt, ist aber nach Grimms Bericht niemals nach Paris gelangt. Das Mittelstück dieses Bildes wurde nachgewiesen in einem bisher als Leda bezeichneten Bild der Caritas, das sich bis 1912 als Leihgabe im Hause C. Justis, dann im Besitz des Vortragenden befand, inzwischen in den Besitz Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs von Hessen übergegangen ist und das aus einer Casseler Familie erwiesenermassen her stammt; es war das Vorbild für die unter Zuhilfenahme einer Handzeichnung der Leda angefertigte Darstellung der Leda im Besitz Seiner Durchlaucht des Fürsten zu Wied, die bisher auf Grund einer von Passavant bekannt gegebenen Vermutung als die aus Cassel geraubte Caritas gegolten hat. Es wurde darnach ausgeführt, dass die Darstellung der Caritas als eine eigenartige und bedeutsame Neuschöpfung eines führenden und bahnbrechenden Meisters angesprochen werden muss und deshalb die von Göthe, Rumohr, Tischbein und den Grimm gebilligte altüberlieferte Benennung des Werkes als eines Werkes des Leonardo Glauben verdient. (F. Marx Über die Caritas des Leonardo da Vinci in der kurfürstlichen Galerie zu Cassel, Bonn, Röhrscheid 1915, und derselbe in den Abhandlungen d. k. Sächs. Ges. d. Wissenschaften 1916, wo die Zeugnisse wesentlich vermehrt sind; H. Reiners, Kölnische Volkszeitung vom 21. November 1915.)

In der Sitzung am 24. Juni 1915 sprach Geh.-Rat A. Philippon über Antike Städtelagen in Kleinasien. Der Vortrag ist in diesem Heft der Bonner Jahrbücher als Aufsatz gedruckt.

Am 29. Juli 1915 wurde die Generalversammlung abgehalten. In der anschliessenden Sitzung sprach Geh.-Rat A. Brinkmann über Kriegsbrot und Vollkost im Altertum. Danach berichtete Geh.-Rat Fr. Winter über Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Archäologie.

In der Sitzung vom 11. November 1915 sprach Geh. Rat Fr. Marx über eine Darstellung aus der Landwirtschaft auf einem kretischen Gefäss. Der Vortragende führte aus, dass die Darstellung des Zugs von rüstig ausschreitenden Männern auf dem berühmten Gefäss aus Speckstein von Hagia Triada auf Kreta mit Recht als ein Zug von Erntearbeitern gedeutet worden ist. Sie tragen ein Gerät auf den Schultern, bestehend aus einem

starken hölzernen Stiel, an dem drei schwanke Ruten angebracht sind. Am nächsten erscheint dieses Werkzeug verwandt mit dem von den Lateinern *merga* genannten gabelförmigen Gerät, mit dem man das Getreide aberntete; der griechische Name war dafür *θρῶαξ*. Wenn dieses Gerät einmal das Beiwort *παλιονροφόρος* erhalten hat, so weist eben dieses Beiwort auf die drei an dem Stiel angebrachten festverschnürten Zinken aus Dorn. Anderer Art und Bestimmung waren die *θρῶακες* genannten Holzgabeln mit starren und festen Zinken, mit denen das gedroschene Getreide in die Höhe geworfen wurde; noch anderer Art die *πύον* genannte Wurfschaufel: beide Geräte können in der besprochenen Darstellung auf keinen Fall wiedererkannt werden. Die auffallende Länge der drei schwanke Zinken an der Gabel der kretischen Feldarbeiter bedarf noch der Erklärung: vermutlich diente sie gleicherweise dazu, die grösstmögliche Menge von Halmen zu fassen, wie dazu, die gerupften Ähren im Schwung von der Gabel abzuschleudern: feste Zinken würden infolge ihrer Unbeweglichkeit eine Entfernung der eingeklemmten Ähren sehr erschwert haben. Der Name *δρέπανον* 'Pflückgerät' wurde von diesen *mergae* auf die Sichel übertragen: der Name *merges*, den der Kelte Vergilius in die Literatur brachte, bedeutet nicht 'Garbe' sondern vielmehr die Masse der mit den vornehmlich in Gallien gebrauchten *mergae* abgerupften Ähren.

Am Winckelmannstage, den 9. Dezember 1915, fand die Sitzung im Hörsaal des Akademischen Kunstmuseums statt. Prof. Dr. E. Sadée hielt einen Nachruf auf Georg Loeschke.

In der Zeit der Augustschlachten des vorigen Jahres mit ihrem stürmischen Vorwärts und ihren gewaltigen Opfern schrieb der Grossherzog von Hessen: „Der Tod wird Nebensache“. Die Stunde des „fürnehmen Sterbens“, wie ein einfacher Mann aus dem Schwarzwald sagte, war angebrochen. In dieser Zeit, in der fast jedes deutsche Haus Trauer trägt um einen aus seiner rüstigen Jugend oder in Sorge ist um ein teureres Leben, in der wir alle mit unsäglichlicher Spannung hinaushorchen auf die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, wo gerungen wird um Sein oder Nichtsein unseres Volkes, wenn da der Tod auf dem Krankenlager auch an einen der Besten herantritt, so wird der weitere Kreis der Volksgemeinschaft viel weniger berührt und erschüttert als es sonst wohl der Fall war.

Aber heute handelt es sich nicht um die Fernstehenden, bei Loeschekes Hinscheiden fühlt sich der Verein von Altertumsfreunden wie eine Familie, die einen der Ihrigen betrauert. Es war kein leeres Gepränge, wenn wir ihn zu unsern Ehrenmitgliedern zählten.

Galt ja doch ein wichtiges Stück der Lebensarbeit des Gelehrten dem Gebiet, auf dem unser Verein besonders tätig ist, der römisch-germanischen Forschung. Als Loeschke 1890 von Dorpat als Professor der Archäologie nach Bonn kam, war ihm freilich dieses Arbeitsfeld dem Stoffe nach noch fremd. Wohl aber stand ihm fest die Grundanschauung von der Notwendigkeit der geschichtlichen Auffassung aller Probleme der Archäologie, und

methodisch war er für die Aufgaben gerade unserer Gegend geschult einerseits durch seine grundlegende Bearbeitung der mykenischen Keramik, bei der er gezeigt hatte, welche wichtigen kunstgeschichtlichen und geschichtlichen Zusammenhänge die genaue Beobachtung der anfangs missachteten Scherben ergab, andererseits durch die Beschäftigung mit den baltischen vorgeschichtlichen Altertümern.

So wirkte er seit 1892 bei der Erforschung der römischen Limes als Strecken-Kommissar vom Rhein bis zur Labn. Wenn auch teils die Ansprüche der Lehrtätigkeit, teils die Fülle der Probleme, die die Keramik stellte, die Beendigung der Arbeit in die Länge zogen und es Loeschke nicht ermöglichten, unter seinem Namen das Werk abzuschliessen, das dann im letzten Sommer, wie Sie wissen, Fabricius herausgegeben hat, die wichtigsten grundsätzlichen Erkenntnisse und methodischen Fortschritte sind sein. „Als es gelang“, sagt er in seiner Antrittsrede als Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften, „unter dem Fundament der Steintürme die Reste älterer Holzbauten aufzufinden, war die historische Aufgabe gestellt: nicht nur der Verlauf der römischen Grenzwehr war zu verfolgen, sondern auch die Geschichte ihrer Entstehung aufzuhellen. Bei Lösung dieser Aufgabe gelang es im Wetteifer mit andern Streckenkommissaren, die Technik der Ausgrabungen zu verfeinern und im höherem Grade lehrbar zu machen.“ Was aber den Erfolg brachte, war seine aufopfernde Hingabe an die Arbeit, die in dem Wald- und Berggelände seiner Strecke auch körperlich oft recht anstrengend war, seine Energie, seine Beobachtungsgabe, sein Scharfsinn. So räumte er störende Missverständnisse des Befundes hinweg, wie etwa jene irreführende Theorie von der sog. „Versteinung“ der römischen Reichsgrenze und lehrte uns das verstehen, was jetzt schon längst Gemeingut geworden ist, die drei Perioden des Limes, die domitianisch-traianische, die hadrianische, die des dritten Jahrhunderts.

Aber ich will hier nicht in die Einzelheiten der wissenschaftlichen Arbeit eingehen. Wenn ich in diesem Kreise von Loeschkes Arbeit am Limes spreche, so nehmen Sie mir das Wort von den Lippen: Wie viele von uns hat er mit hinausgenommen, hat uns dort oben im lichten, freien Buchenwald gezeigt, was aus den unscheinbaren Gräben und ihrer Füllung, aus den Pfostenlöchern und Steintrümmern zu erschliessen war, bis auch dem Fernerstehenden statt der zerstreuten Einzelheiten das lebendige Ganze vor die Augen trat!

Wenn Sie an eine solche Führung denken, so steht der ganze Mann wieder vor Ihnen. Denn diese Erinnerung ist es vor allem, die ich durch meine Worte heute wachrufen möchte. Ich will darum auch nicht versuchen, aufzuzählen, was Loeschke sonst in der unter seiner energischen Mitwirkung begründeten Römisch-Germanischen Kommission oder in der Museums-Kommission der Rheinprovinz für die römisch-germanische Forschung gewirkt hat, so bei der Förderung der Grabungen von Haltern, so bei den Trierer Denkmälern, z. B. bei der Frage der Erforschung der Kaiserthermen, ich möchte heute nur betonen, was er uns als lebendige Persönlichkeit, vor allem in unserem Vereine gewesen ist. Mitglied seit seiner Übersiedlung von Dorpat 1890, hat

er ihn dann vom 23. November 1899 bis zu seiner Berufung nach Berlin 1912 als Vorsitzender geleitet. Schon vorher waren auf seinen Antrag die regelmässigen Vortragsabende und Ausflüge eingerichtet worden, dann regte er es an, dass den Bonner Jahrbüchern seit 1905 die Berichte der Römisch-germanischen Kommission über Fortschritte der römisch-germanischen Forschung und seit 1909 das Römisch-Germanische Korrespondenzblatt für alle Mitglieder beigegeben wurde und dass der Verein 1905 dem Verband der südwestdeutschen Altertumsvereine beitrug. In den Bonner Jahrbüchern sind zwar nur wenige Beiträge von ihm selber, wohl aber eine Reihe von Dissertationen, die er angeregt und gefördert hatte, erschienen; ich erinnere nur an die grundlegende Arbeit von Dragendorff über terra sigillata.

Was Sie aber alle aus seiner Vereinstätigkeit am dankbarsten in Erinnerung behalten haben, ist der Eindruck seines lebendigen Wortes. Seit 1894 hat er mehr als 25 mal zu uns gesprochen. Seine Vorträge führten uns durch alle Gebiete seines reichen Wissens. Und wie wusste er zu lehren! Ein geborener glänzender Redner — und doch gar kein Schönredner. Denn das Einzigartige war, wie klar er Wesentliches und Unwesentliches schied und gliederte, wie er, wenn es Bild und Wort in Verbindung zu setzen galt, die sichtbaren Einzelheiten auch wirklich sehen machte und deutete, wie er aus dem Geschauten die grossen leitenden Gedanken so herausholte, dass der Hörer mitarbeitete, begreifen, verstehen lernte, wie die Einzelheiten in grosse historische Zusammenhänge eingereiht wurden. Niemand von uns wird Eindrücke wie den seines Vortrags über Heraklesdarstellungen oder die Geschichte der griechischen Porträts oder über den Pharos von Alexandrien je vergessen.

Und jeder, der ihn hörte, merkte eines: von dem Gelehrten, dem Lehrer war der Mensch nicht zu trennen, mit seiner Hingabe an seinen Lehrberuf als eine heilige Aufgabe, mit seiner Hingabe auch an seine Schüler, Schüler im weitesten Sinne; wissen wir ja doch, wie er nicht nur seinen akademischen Hörern, nicht bloss dem weiteren Kreise, die wir uns hier im Vereine von Altertumsfreunden zusammenfinden, sondern allen denen gedient hat, die danach begehrt, persönlich „Altertumsfreunde“ zu sein, etwas von dem Erbe der Alten für ihr Leben sich zu eignen zu machen, ob es nun die Gymnasiallehrer waren, die er in den Ferienkursen aus ganz Preussen um sich sammelte oder denen er in Köln mit grosser Aufopferung an Zeit und Kraft eigene archäologische Übungen zur Erläuterung der homerischen Welt veranstaltete, oder ob er die Volksschullehrer in die vorrömischen und römischen Altertümer einführte, oder sich in seinen Vorträgen in vielen Städten von Rheinland und Westfalen an weite Kreise wandte. Aber nicht bloss Kenntnisse teilte er mit, sein warmherziges Interesse galt immer auch dem Menschen als solchem, galt allem ehrlich tapferen idealen Streben. Und wenn es da darauf ankam, mit seiner Person zu zahlen, anderen zu helfen mit Wort und Tat, dann konnte er nie nein sagen. So verzehrte er sich für andere, immer lebendig und angespannt, ja von unverwüsthlicher Frische und Heiterkeit. Und gerade darin war er uns ein ebenso leuchtendes wie beschämendes Vorbild:

wussten wir doch, welch eine Reihe von schweren Schicksalen er durch Krankheit und Tod seiner Lieben lange, lange Jahre hindurch zu tragen, zu überwinden hatte.

Nun hat er selbst, bis zum letzten Augenblick unermüdlich und mit vollster Klarheit und Geistesfrische tätig im Dienste seiner Wissenschaft, seine Ruhe gefunden. Wir werden ihn nie vergessen: mit diesem Gelöbniß erheben wir uns in dem Raume, den er selbst gebaut, in dem er so oft gesprochen hat, zu seinem Gedächtnis.

Dem Nachruf folgte ein Vortrag des Prof. Dr. R. Knopf über die Anfänge der römischen Christengemeinde.

Die Geschichte der römischen Christengemeinde beginnt für uns mit dem Römerbrief des Paulus, der wohl 55 n. Chr. oder bald danach geschrieben ist. Paulus setzt die Gemeinde in Rom als schon bestehend voraus. Wie ist sie aber entstanden? Auf diese Frage steht im Römerbrief leider keine Antwort. Aber vieles, was wir sonst über den Gang der ältesten christlichen Mission wissen, gibt uns das sehr gute Recht zu der Annahme, die Anfänge der römischen Gemeinde seien von hellenistischen Diasporajuden gelegt worden, die aus dem Osten nach Rom kamen und dort in der Judengemeinde ihren neuen Glauben verkündeten. Diese Gemeinde bestand wie alle bedeutenderen Judengemeinden der Mittelmeerländer keineswegs bloss aus geborenen Juden, sondern sie hatte einen Kreis von Proselyten, also geborenen Heiden, um sich. — Wenn wir von vornherein, ohne ausdrückliche Überlieferung der Quellen, den Eintritt des Christentums nach Rom im Judenviertel des Trans-tevere suchen, so haben wir eine Bestätigung dieser Annahme vielleicht in der dunkelen Nachricht des Sueton, Leben des Claudius 25, zu finden; die Juden, die auf Anstiften eines gewissen Chrestus andauernd Tumult anrichteten, trieb er (Claudius) aus Rom aus. Aber es ist nicht sicher, ob Chrestus = Christus ist, und ob die Stelle auf Unruhen innerhalb der Judengemeinde zu deuten ist, die durch den in ihre Reihen eindringenden Christenglauben in Aufregung kam.

Die Judengemeinde in Rom war verhältnismässig alt, schon in der Zeit 100—70 v. Chr. müssen die ersten Juden nach Rom gekommen sein. Pompejus, der 63 v. Chr. Jerusalem zerstörte, brachte sodann viele kriegsgefangene Juden in die Hauptstadt. Für die frühere Kaiserzeit muss bereits eine zahlreiche Judengemeinde in Rom angenommen werden, die Judenaustreibungen des Tiberius und des Claudius hatten nur einen kurzen, vorübergehenden Erfolg.

In diese Gemeinde der Juden, die nachweisbar nicht nur zahlreiche, sondern auch einflussreiche Proselyten und Gönner hatte, drang vor dem Jahre 50, vielleicht auch schon vor 40, die christliche Mission ein. Zur Zeit, da Paulus den Römerbrief schreibt, müssen die geborenen Heiden in der Gemeinde bereits die Überzahl gebildet haben. Das folgt aus klaren Angaben des Briefes selber.

Nach dem Jahre 50, vermutlich im Frühjahr 58, kam Paulus selber nach Rom, als Gefangener. Von Rom aus schrieb er noch einige Briefe, die

sogenannten Gefangenschaftsbrieft (Philipper-, Kolosser-, Philemonbrief). Philipper 4<sub>22</sub> heisst es: es grüssen euch alle Heiligen, besonders die aus dem Hause des Kaisers. Die Angabe zeigt, dass im kaiserlichen Haushalte, der viele Sklaven und Freigelassene umfasste, bereits Christen zu finden waren.

Gegen Ende der Regierungszeit des Nero, im Jahre 64, traf die römische Gemeinde ein schwerer Schlag: die neronische Verfolgung, von der Tacitus, Annalen XV 44, etwas ausführlicher berichtet. Viele Christen, eine multitudo ingens, wurden damals, zum Teil unter grossen Qualen („brennende Fackeln“) hingerichtet. In dieser Verfolgung des Jahres 64 scheint schmaler, aber sicherer Überlieferung nach auch Petrus hingerichtet zu sein, der dann nicht lange zuvor nach Rom gekommen sein müsste. Vielleicht starb damals auch Paulus, der für jeden Fall noch unter Nero den Märtyrertod erlitt.

Längere Zeit, mehr als 30 Jahre, tritt dann die römische Gemeinde für uns in das Dunkel der Vergangenheit zurück. Aber aus dem Jahre 96 etwa haben wir ein ziemlich umfangreiches Schriftstück erhalten, das von der römischen Christengemeinde an die korinthische geschickt wurde, der sogenannte Erste Clemensbrief. Sehr deutlich tritt darin das hohe Ansehen der hauptstädtischen Gemeinde entgegen, weiter die nüchterne praktische Art ihrer Frömmigkeit, endlich ihr ausgesprochener Sinn für Ordnung und Verfassung. Ein Stück abendländisch-römischen Geistes kommt bereits in diesem alten Schreiben zum deutlichen Ausdruck.

Für die gleiche Zeit etwa, das Ende des flavischen Kaiserhauses, finden sich bestimmte Anzeichen dafür, dass das Christentum damals selbst bei Gliedern des Kaiserhauses Gönner und Anhänger fand. Die Flavia Domitilla, Vespasians Nichte, gehörte zu den Gliedern der römischen Gemeinde und vielleicht auch ihr Gatte, der Konsul Titus Flavius Clemens.

Der letzte Zeuge aus den Anfangszeiten der römischen Gemeinde, der vernommen werden soll, ist Ignatius. Dieser antiochenische Bischof wurde unter Trajan zum Tode im Zirkus verurteilt und vom Osten nach Rom überführt, um dort zu sterben. Seine Hinrichtung fällt wohl in eins der Jahre 110—117. Von seiner Reise schrieb er einige Briefe, die uns erhalten sind, sechs an asiatische Adresse: an die Epheser, Smyrnäer, Magnesier, Traller, Philadelphier und an Polykarp von Smyrna, einen siebenten nach Rom. Der Inhalt des Römerbriefes, der sich auch im Tone sehr merklich von den nach Asien gerichteten unterscheidet, ist von Anfang bis zum Ende die stürmische Bitte: hindert mich nicht am Martyrium. Wenn die römische Gemeinde imstande war, ein schon ausgesprochenes Urteil zu mildern, dann müssen Leute, die ihr angehörten, an massgebenden Stellen einen kräftigen Einfluss gehabt haben, wohl am Hofe, in den Kanzleien oder im Prätorium. Vermutlich ging dieser Einfluss der römischen Gemeinde über Sklaven und Freigelassene zu Männern und Frauen der höchsten Stellen. Zur Zeit des Commodus konnte die Christin Marcia, die pelex (Nebenfrau) des Kaisers, die Begnadigung von Christen, die in die sardinischen Bergwerke verurteilt waren, durchsetzen. Ähnliche Wege mögen den römischen Christen zur Zeit des Trajan offen gestanden haben.

Sehr stark rühmt Ignatius weiter die Liebestätigkeit der Römer: sie müssen also willige und leistungsfähige Mitglieder unter sich gehabt haben. Endlich auch wertet Ignatius sehr die apostolische Gründung der Gemeinde, zu der er überhaupt nur in den Tönen höchster Schätzung redet.

Zusammenfassend ist von der römischen Gemeinde in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens zu sagen: wenn für das früheste Christentum die grossen Städte des Römerreiches, wie Alexandrien, Antiochia, Ephesus, Smyrna, Korinth, von überragender Bedeutung sind, wenn vor allem sie die weitere Entwicklung bestimmt haben, dann wird schon von hier aus klar, welches ausserordentliche Gewicht die stadtrömische Gemeinde von Anfang an haben musste. Sie wurde von Anfang an, als Gemeinde der Hauptstadt, der Mittelpunkt für alle Bestrebungen, die Einfluss auf die Allgemeinheit, auf die Gesamtkirche gewinnen wollten, ihre Einrichtungen wurden massgebend. Die beiden grössten Apostel hatten dort geweiht und waren dort gestorben. Auch hat die Gemeinde von Anfang an die mit ihrer hervorragenden Stellung verbundene Verpflichtung stark gefühlt: sie hat sich der andern Gemeinden freiwillig angenommen, hat ihnen Rat und Mahnung gespendet, eine ausgedehnte Liebestätigkeit ausgeübt.

In der Sitzung vom 18. Februar 1916 sprach Herr Direktor Dr. E. Krüger über die bisherigen Ergebnisse der Trierer Kaiserpalastausgrabung (hierzu Taf. XXI—XXXVII).

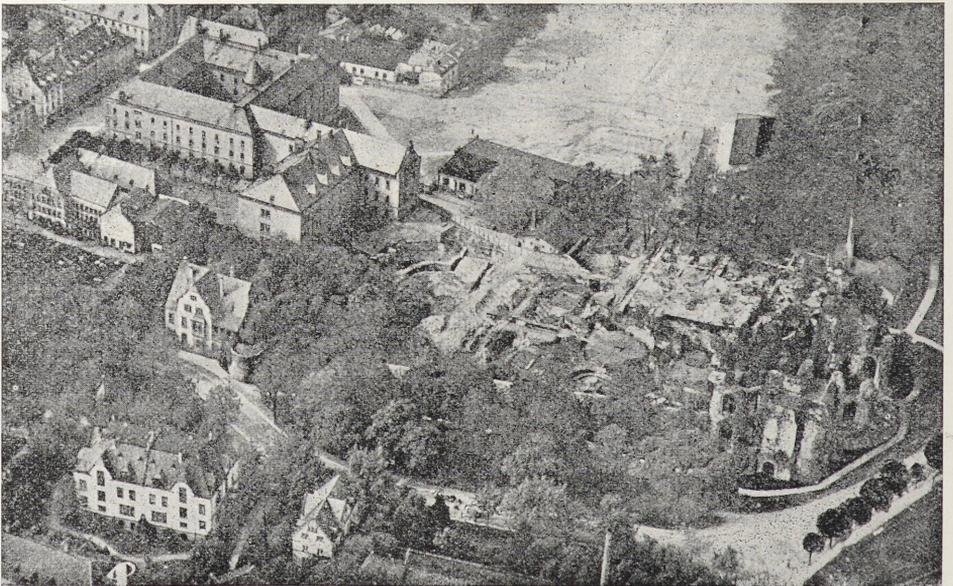


Abb. 1. Blick auf das Grabungsgelände von Süden her (von einem Flugzeug aus aufgenommen).

Der Verein von Altertumsfreunden in Bonn darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, dass von ihm aus die grosse Ausgrabung des bisher so-

genannten Kaiserpalastes in Trier eine wesentliche Förderung erfahren hat. Als die ungeheuerliche Idee auftauchte, diese Ruine wieder aufzubauen, hat auf dem Denkmalpflgetag in Trier i. J. 1909 der Vorsitzende des Vereins, Geheimrat Loescheke, die Verteidigung der Trierer Ruine geführt und das allgemeine Interesse, das sich damals endlich einmal den römischen Bauten in Trier zuwandte, in die richtige Bahn zu lenken verstanden, indem er darauf hinwies, wie unsicher bisher alle Kenntnisse über den Bau waren. Die preussische Staatsregierung ist auf diese Anregung eingegangen; sie liess sogleich die Pläne zu einer umfassenden Erforschung ausarbeiten mit der ausgesprochenen Absicht, hier einmal in grossem Stil ganze Arbeit zu machen.

Dass die Sache dann auch schnell zur Ausführung kam, wird wiederum dem Bonner Verein verdankt, dessen Vorstand sich mit einer Immediateingabe an S. Majestät den Kaiser wandte, deren begeisterte Worte die beste Aufnahme an allerhöchster Stelle fanden.

Bereits im Frühjahr 1912 standen die reich bemessenen Mittel bereit, im Sommer 1912 wurde die Arbeit begonnen.

Von allen Resten römischer Bauten, die uns in Trier in so erstaunlich grosser Zahl erhalten sind, ist als die bedeutendste jederzeit die grosse Ruine anerkannt worden, die wir seit einem halben Jahrhundert gewöhnt waren, als „Kaiserpalast“ zu bezeichnen (Taf. XXI u. XXII, dazu Abb. 1). Nicht nur sind die Mauern, die sich teilweise über 20 m hoch erheben, die malerischste Ruine, die wir besitzen; die Lage im Stadtplan, die Grösse der Grundfläche und vor allem auch die Schönheit des Grundrisses, auch schon ehe er vollständig bekannt war, sind so ungewöhnlich, dass man mit Recht das Bauwerk mit den Kaisern, die vom Ende des 3. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts in Trier residiert haben, in Verbindung gebracht hat. So lange man nur den ersten Saal kannte, nannte man die Ruine die römischen Bäder. Aber je weiter man in schrittweisen Untersuchungen den Grundriss aufklärte, um so mehr schien er sich von dem der bekannten Thermen zu unterscheiden, und so führte zuerst der Architekt Chr. W. Schmidt, dem die bis jetzt einzige wissenschaftliche Publikation aller grossen Trierer Römerbauten verdankt wird, in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Bezeichnung „Kaiserpalast“ ein. Als dann F. Hettner in den Jahren 1878 u. ff. nach Gründung des Trierer Provinzialmuseums die grossen Thermen von St. Barbara entdeckte, die für eine Provinzialstadt ungewöhnlich bedeutend sind, glaubte man die Kaiserthermen Triers gefunden zu haben, und damit erschien die Bezeichnung Kaiserpalast für die andere Ruine gesichert.

Dass das Bauwerk mit den Kaiserpalästen auf dem Palatin nicht in Einklang zu bringen ist, darüber ist nie jemand in Zweifel gewesen. Man suchte den erforderlichen „Wohnbau“ in den noch nicht freigelegten Partien und sah in den schon ermittelten Sälen Fest- und Repräsentationsräume. Man darf ja auch darauf verweisen, wie fundamental der Palast des Diocletian in Spalato nicht nur von den palatinischen Palästen, sondern auch von allen sonstigen Wohnbauten verschieden ist. Bei einer so einzigartigen Aufgabe, wie die Anlage eines neuen Kaiserpalastes gerade in der Zeit der zeremoniellen

Erstarrung des Auftretens der Kaiser gewesen sein muss, musste man auch mit der Möglichkeit einer ganz neuartigen Lösung dieser Aufgabe rechnen.

Dass unser Grundriss Verwandtschaft mit Grundrissen von Thermen zeigt, ist schon früher mehrfach beobachtet, auch z. B. von Reber in den „Karolingischen Kaiserpfalzen“ ausgesprochen worden. Als Professor Lehner Pfingsten 1912 vertretungsweise den archäologischen Kursus preussischer Oberlehrer durch die Ruine führte, machte auch er mit Entschiedenheit auf diese Verwandtschaft mit Thermen aufmerksam. Wie ein Palast des Konstantin aussieht, wird uns hoffentlich einmal mit Sicherheit Konstantinopel lehren, das ungefähr zur selben Zeit wie Trier ein palatium bekam.

Der technische Leiter der Kaiserpalastausgrabung, Regierungsbaumeister Krencker, hat schon sehr bald nach Beginn unserer gemeinsamen Tätigkeit nach Durcharbeitung des Grundrisses den Gedanken vertreten, unser Bau könne von Anfang an als nichts anderes erbaut sein als eine Therme. Diese Deutung hat sich gegen alle Einwände, die erhoben wurden, als richtig erwiesen und schliesslich die allgemeine Zustimmung gefunden. Von archäologischer Seite wurde sie mit der gebotenen Vorsicht aufgenommen; ich selbst bin erst dann öffentlich dieser Auffassung beigetreten, als ich durch einen Aufenthalt in Rom und in Nordwestafrika Gelegenheit gehabt hatte, eine grössere Anzahl Thermenbauten kennen zu lernen und dadurch zu verstehen glaube, wie sich unser bisher Kaiserpalast genanntes Bauwerk in die Entwicklungsreihe römischer Thermen einfügt. Das Verdienst aber, den Bau nach eingehender Prüfung zuerst wissenschaftlich richtig eingeordnet und damit eine sichere Grundlage für alles weitere richtige Verständnis des Bauwerkes in seinen Teilen und in seinen Schicksalen gelegt zu haben, darf Herr Krencker für sich allein in Anspruch nehmen.

Die Ausgrabung ist bei Ausbruch des Krieges eingestellt worden. Was bis zu diesem Zeitpunkt ermittelt war, ist im Jahr 1915 in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Berlin mit vielen Plänen und Bildern veröffentlicht<sup>1)</sup> worden. Die gesamten Ergebnisse veranschaulicht darin ein grosser Plan, auf dem die einzelnen Bauperioden in verschiedenen Farben wiedergegeben sind (vgl. Taf. XXIII<sup>2)</sup>). Ursprünglich war das Gelände mit römischen Privathäusern besetzt, die abgerissen wurden, als man die Thermen errichtete. Es blieben aber noch ausgedehnte Reste davon im Boden erhalten. Die zweite Periode bildet der grosse Thermenbau, dessen Fundamente fast in ihrer ganzen Ausdehnung ermittelt sind. Es fehlt nur noch der nach Osten zu liegende Hof mit seinen Umfassungsbauten.

1) Krüger und Krencker, Vorbericht über die Ergebnisse der Ausgrabung des sogenannten römischen Kaiserpalastes in Trier. Abh. der Ak. d. Wiss., Berlin 1915, Phil.-Hist. Klasse. Nr. 2.

2) Es kann hier nur einfarbig reproduziert werden. Die Farbenunterschiede sind nach Möglichkeit durch zeichnerische ersetzt, nur Vollschwarz und Dunkelrot der Vorlage erschienen hier gleich. Die einzelnen Bauten sind in den Grundrissen Taf. XXVIII, XXIX und XXXV herausgezogen. Für alles Weitere muss auf die Originalpublikation verwiesen werden.

Der Thermenbau hat noch in römischer Zeit einen grossen Umbau erfahren. Im Mittelalter und in der späteren Zeit sind die römischen Baureste mannigfach verändert und grosse Teile des Geländes völlig überbaut worden.

Die Ausgrabungslöcher erscheinen bei dem Massstab des Planes nicht eben gross und geben so kaum die genügende Vorstellung von den sehr bedeutenden Kosten, die eine so ausgedehnte Ausgrabung, die überall in grosse Tiefen vordringen muss, verursacht hat.

Es ist schwer aus der verwirrenden Menge von Linien den eigentlichen Thermenplan herauszufinden. Es seien deshalb hier die Hauptpunkte herausgehoben. Das ganze Bauwerk gliedert sich in 3 Teile (vgl. auch T. XXIX):

1. die Palästra, einen von Säulenhallen umgebenen Hof im westlichen Teile der Anlage, der unter dem Kasernengelände und der Gerberei liegt,

2. den eigentlichen Thermenbau, eine streng symmetrische Anlage, die sich aus drei Fluchten von Räumen zusammensetzt; die Mittelflucht bilden die drei Hauptsäle, das Caldarium (C) mit den drei grossen Apsiden, das Tepidarium (T) in der Form eines kleinen Rundsaales in der Mitte des Ganzen, und der langgestreckte Saal des Frigidarium (F). In den Seitenfluchten liegen beiderseits die Räume I, II und III. An die Schmalseiten des Saales F grenzen noch zwei Flügel mit je vier Räumen P, Q, R, S. Dadurch erhält dieser Teil des Hauptbaues dieselbe Breite wie die Palästra.

3. Hinter dem Caldarium liegt nach Osten hin ein zweiter Hof, der vermutlich vorwiegend wirtschaftlichen und Bedienungszwecken diene. Er ist noch fast garnicht untersucht worden.

Die Kaiserthermen liegen im Stadtgebiet Triers, wie es in römischer Zeit sich ausdehnte, nahe dem Zentrum der Stadt. Eine Hauptstrasse verband die Brücke mit dem Amphitheater und bildet die Mittelachse in O-Wlicher Richtung; sie läuft an der Südfront der Thermen vorüber. Die N-S-Achse der Stadt, d. h. die Linie, die die Haupttore der Stadt verbindet, ist nur wenig von der Hauptfront der Thermen, ihrer Westseite, entfernt.

Wie die Thermenreste sich im Bilde der heutigen Stadt ausnehmen, hat die Photographie eines deutschen Fliegeroffiziers festgehalten (Abb. 1). Rechts erblickt man die hochaufragende Ruine als Ecke der Stadtmauer, die sich aus den umgebenden Gartenanlagen abhebt. Daran schliesst sich das eigentliche Ausgrabungsgelände, dessen Mittelpunkt der Rundsaal T bildet. Nach links hin ist das Terrain bedeckt im Vordergrund durch die Villa neben dem Stadtmauerturm; weiter nach hinten erhebt sich der grosse quadratische Bau der Agnetenkaserne, eines ehemaligen Klosters, mit seinem Nebenflügel, dahinter, in der Mitte des Bildes das grosse, flache Dach der Exerzierhalle.

Der ganze Bau der Kaiserthermen war in Kalksteinen mit eingeschalteten Ziegelschichten aufgeführt mit dicken Mörtellagen, die dem Bau die Festigkeit verleihen, die noch heute Bewunderung erweckt. Die Ruine ist jetzt dicht mit Grün überwachsen; Eidechsen huschen im Sommer darüber hin. Wenn sich das Gemäuer im Sonnenschein gegen einen blauen Himmel abhebt, kann man sich nach Rom versetzt glauben. Bis fast zur alten Höhe erhalten ist

die ehemalige Ostfront, an den Ecken von runden Treppentürmen flankiert, dazwischen die grosse Hauptapsis mit zwei Reihen Fenstern, an den südlichen Eckturm anschliessend die eine Seitenapsis, deren Fensteröffnungen bis 1816 als Stadttor, die sog. Alderport, gedient haben (Taf. XXI).

Von der ehemaligen Ausstattung des Innern sind nur sehr spärliche Reste vorhanden. Nur an einer Stelle stehen neben den grossen Heizöffnungen noch einige Hypokaustenpfeiler, die hier von einer ungewöhnlichen Grösse und Stärke sind. Den mächtigsten Eindruck machen den Besuchern die unterirdischen Kellergänge (vgl. unten Abb. 2), von denen einige bisher schon zugänglich waren, die jetzt durch die neue Ausgrabung in umfassender Weise freigelegt werden. Am Westende des dem Besucher zugänglichen Geländes erhebt sich noch ein grosser Schuttberg, von dem aus man zur Zeit den besten Überblick über die erhaltene Ruine hat (Taf. XXII). In drei Abstufungen erhebt sie sich. Das höchste sind die in zwei Stockwerken noch über 20 m hoch erhaltenen Aussenwände nach Osten, die jahrhundertlang einen Teil der Stadtmauer gebildet haben, als die Ruine eine besonders feste Eck-Bastion dieser Befestigung bildete. In der Mitte des Bildes ragen die Mauern nur noch wenig über Mannshöhe über der Erde empor. Dies alles zusammen sind diejenigen Teile des Bauwerks, die als Kirche zum heiligen Kreuz fast das ganze Mittelalter hindurch erhalten geblieben sind. Im Vordergrund sieht kein Stück Mauer mehr aus dem Boden heraus; dort finden sich nur noch die Fundamente. Wir wissen jetzt, dass dieser am weitesten gehende Abbruch nicht etwa eine Zerstörung im Mittelalter gewesen ist, sondern dass er bereits in spätrömischer Zeit, also gar nicht lange nach der Erbauung der Thermen stattgefunden hat. Das ganze Ruinengelände war bis zum Beginn unserer Grabung dicht grün überwachsen und gewährte einen recht malerischen Anblick, aber die einzelnen Räume sowie die gesamte Anlage waren nicht zu erkennen. Ein wirkliches Verständnis des Bauwerks konnte der Besucher nirgends erlangen.

Unsere Ausgrabung musste das schöne Bild vielfach zerstören; an zahlreichen Stellen sind die Fundamente untersucht worden bis auf den gewachsenen Boden hinab, wie es eine ordentliche Ausgrabung verlangt. Die Ausführung der Fundamente gestattet zurückzuschliessen auf die Höhe des Baues, auf die Schwere der Mauern, die das Fundament zu tragen hat. Es zeigten sich alle Fundamente als aussergewöhnlich sorgfältig, mit guter Verblendung ausgeführt. In den grossen Sälen springen die Fundamente in mehrere Abstufungen vor und erreichen an ihren stärksten Stellen eine Breite von über 6 m. Die Vorsprünge sind regelmässig mit einem richtigen Ziegeldach, aus Hohl- und Flachziegeln bestehend, abgedeckt. Ein besonders mächtiges und wohlerhaltenes Fundament ist unter der Exerzierhalle freigelegt (Taf. XXIV 1). Es gehört zur Aussenmauer des Frigidariums und wird dauernd freiliegend erhalten bleiben. Vor der Exerzierhalle nach der Stadtmauer zu ist die römische Strasse mit Kalksteinplatten gepflastert gewesen. Die Front des römischen Baues bildeten hier Sandsteinpfeiler, von denen eine ganze Anzahl festgestellt werden konnten (Taf. XXIV 2).

Die Ausgrabungen hatten aber auch die älteren Bauten, die durch die Errichtung des Kaiserpalastes zerstört waren, zu beachten; es sind das römische Privathäuser, von deren Ausstattung mit heizbaren Räumen, mit Badezimmern, mit Mosaikböden und anderem mannigfache Reste gefunden wurden. An der Südfront der Palästra war einmal der Estrich der umgebenden Säulenhalle gut erhalten (Taf. XXV 1). Er wurde beseitigt, um in die Tiefe dringen zu können. Unter ihm erschien eine sorgfältig ausgeführte Hypokaustenanlage, daneben ein ornamentiertes Mosaik (Taf. XXV 2). Nachdem auch der Heizraum entfernt war, kam der Betonboden eines ehemaligen Kaltbades zum Vorschein, der, aus vielen übereinander ruhenden Lagen bestehend, jedenfalls mehrmals erneuert gewesen ist (Taf. XXVI 1). Eine weitere, gut ausgestattete Badeanlage war schon im Jahre 1893, als an die Agnetenkaserne ein Flügel angebaut wurde, zum Vorschein gekommen (Taf. XXVI 2). Es befanden sich in diesem Stadtteil ersichtlich Privatwohnungen wohlhabender Leute, die alle Bequemlichkeiten des damaligen Lebens beanspruchten.

Neben diesem zweiten Bad entdeckten wir jetzt einen eigenartig mit einer Reihe von Wandnischen ausgestatteten Raum, dessen Boden wieder ein hübsches Ornament-Mosaik bildete (Taf. XXVII). Die Stelle war im Mittelalter stark verbaut worden. Es lag hier die Apsis der alten Gervasiuskirche, von der zwei Bauperioden ermittelt wurden: ein einfaches Halbrund aus Quadern der romanischen Zeit, ein grösseres Vieleck mit tief fundamentierten, gemauerten Pfeilern, das der gotischen Zeit zuzuweisen sein wird. Die Bilder (Taf. XXIV bis XXVII) mögen eine Anschauung geben von der Art unserer Grabung, den Schwierigkeiten, denen sie begegnen, aber auch von der Mannigfaltigkeit und dem Reiz der baulichen Überreste, die zum Vorschein kamen.

Das Verständnis der grösseren Zusammenhänge, zu denen diese Einzelergebnisse sich zusammenschliessen, gewinnt man aber erst auf dem Plan. Da werden die einzelnen Fundamentstücke zu vollständigen Gebäude-Grundrissen und geben so ein Bild von den verschiedenartigen Bauanlagen, die sich nacheinander auf diesem Gelände abgelöst haben.

Der erste Plan, der zu betrachten ist (Taf. XXVIII), ist das Kellergeschoss des Thermenbaues, das jetzt annähernd vollständig gewonnen ist und in den schon früher bekannten Teilen durch viele Einzelheiten nähere Aufklärung gefunden hat. Dieses Geschoss enthält aber nicht etwa Räumlichkeiten von grösserem Flächeninhalt, wie sie in den Kellern römischer Wohnbauten regelmässig erscheinen, sondern nur ein System von ausgedehnten Korridoren. Diese Kellergänge dienten einem doppelten Zweck. In erster Linie vermittelten sie die Bedienung der Heizanlagen, ausserdem aber wurde in ihnen das Wasser abgeleitet. Die Kellergänge umschliessen das Hauptgebäude ringsum, nur die Seitenflügel sind ausgeschaltet. Ferner durchqueren mehrere Verbindungsgänge den Bau unter dem Frigidarium und dringen beiderseits des Tepidariums bis an die Innenseite des Caldariums heran. Diese Gänge sind an vielen Stellen mit ihrem Gewölbe ausserordentlich gut erhalten (Abb. 2). Das wirkungsvollste Stück zieht sich in einer Länge von über 60 m an der Südseite der Palästra

hin, unversehrt mit dem Gewölbe und mit 13 Fenstern erhalten. Es ist jetzt mit elektrischer Beleuchtung versehen und dem Publikum zugänglich gemacht.

Es war eine auffallende Erscheinung, dass von den Rinnen zur Ableitung des Wassers, wie sie in diesen Kellergängen allgemein üblich und in Trier in den Barbarathermen noch recht gut erhalten sind, sich keine Spur nachweisen liess. Die Lösung dieser Schwierigkeit gab ein Einbau, der sich in der Süd-



Abb. 2. Kellergang unter Raum 19', der Apsis von Saal II'.

hälfte des Kellerganges 22 wohlerhalten findet. Der Kellergang ist hier zweigeschossig ausgebaut und hat in seiner unteren Hälfte eine die volle Breite einnehmende Kloake; die dadurch abgetrennte obere Hälfte allein diente als Gang zur Bedienung der Heizung. Ein solcher Einbau muss in allen Kellergängen vorhanden gewesen sein, deren Höhe dafür vollständig ausreicht. Die schematische Zeichnung Abb. 2 a macht den Sachverhalt genügend klar. Auch dies ist wieder eine besonders grossartige Ausstattung, die an anderen Orten noch nicht beobachtet ist.

Der zweite Grundriss ist der des eigentlichen Thermengebäudes (Taf. XXIX). Hier verschwinden die äusseren umgebenden Keller vollständig. Die drei Teile, in die der Bau sich gliedert, Palästra, eigentliche Thermen und Bedienungshof, treten klar hervor. Der Ausgangspunkt ist die Palästra. Sie bildete im griechischen Gymnasium den Hauptteil. Aus den kleinen Wasch- und Baderäumen, die in griechischer Zeit neben der Palästra lagen, hat sich allmählich mit den wachsenden Ansprüchen der komplizierte Thermenbau entwickelt.

Die Palästra scheint nach der Westseite mit einer Schmuckfront versehen gewesen zu sein, deren Mittelpunkt ein grosses Halbrund, vielleicht ein Nymphaeum, bildete. Die hier nach innen gewendete gedeckte Halle mit zwei halbrunden Nischen rührt von einem Umbau her, der aber bald nach Errichtung des Baues erfolgte. Im ersten Bauplan war eine annähernd quadratische Form für die Palästra vorgesehen. Die beiden langen Hallen nördlich und südlich des Platzes (B und B<sup>1</sup>) halten wir für die sog. Xysten d. h. die Rennbahnen, die auch als ein unentbehrlicher Bestandteil von dem Bautypus des Gymnasiums herrühren. Die vier Räume in den Seitenflügeln P, Q, R, S sind die Auskleideräume. Der Zugang zu ihnen erfolgt von Osten her aus der Pfeilerhalle. Der Badende betritt zuerst einen Waschraum I mit dem heizbaren Nebenraum Ia. Von da geht es zur weiteren Behandlung in ein mit zwei Wannen versehenes Tepidarium II, d. h. einen mässig erwärmten Raum. Der nächste Raum III wird der Schwitzraum, die Sudatio, sein. Von da gelangt man durch einen schrägen schmalen Eingang in den grossen Hauptsaal C, das Caldarium, das in seinen drei grossen Apsiden Warmwasserbecken gehabt hat, zwei weitere kleinere befanden sich in dem Durchgangsraum nach T. Der Raum C ist der prächtigste Saal, in dem die Badenden den Hauptgenuss des Bades hatten und wohl am längsten verweilten. T, der kreisrunde Mittelraum der ganzen Anlage, ist das Tepidarium, in dem man sich wieder abkühlt. Den Schluss bildet der grosse Langsaal F, das Frigidarium, das an den beiden Schmalseiten je ein Viereck, an der Aussenseite eine halbrunde Apsis mit Wanne besitzt. Diese drei Wannen sind für kaltes Wasser, auffallenderweise aber doch mit Heizvorrichtung versehen, vielleicht ein Zugeständnis an das nordische Klima.



Abb. 2a. Schematischer Schnitt durch einen rekonstruierten Kellergang.

Der Grundriss zeigt mit aller Sicherheit, dass wir hier eine Thermenanlage vor uns haben, und zwar, wenn man den Typus genauer bezeichnen will, eine symmetrische mit nur einer Palästra. Wir waren in Trier gewöhnt unsere Barbarathermen für die Kaiserthermen zu halten, die im Grundriss zwar verschieden sind von den Kaiserthermen in der Hauptstadt Rom, aber in der Anordnung der drei Hauptsäle doch den römischen Thermen nahe und in der Grösse der Säle nur wenig hinter ihnen zurückstehen. Nehmen wir zum Vergleich zu unseren Trierer Kaiserthermen die zeitlich am nächsten stehenden

in Rom, die Thermen des Diocletian, so finden wir in den drei Hauptsälen ähnliche Züge (Abb. 3). Das Caldarium C hat ebenso drei halbrunde Apsiden und das Tepidarium T ist auf kreuzförmigem Grundriss — (wie ihn die Barbarathermen zeigen) — mit einer Kuppel überdeckt, wie unser rundes Tepidarium. Die Abmessungen sind folgende:

Rechteck des Caldariumsaales in Rom	48 × 24 m
„ „ „ „ Trier	37 × 20 m,
„ „ Frigidariums „ Rom	58 × 25 m
„ „ „ „ Trier	57 × 18 m

Was in Trier ganz fehlt, ist ausser dem grossen kalten Schwimmbassin der riesige umgebende Hof mit seinen mannigfaltigen Anbauten, der für die stadtrömischen Thermen charakteristisch ist. In der Gestaltung des Thermengebäudes selbst ist der wichtigste Unterschied der, dass die Trierer Thermen nur

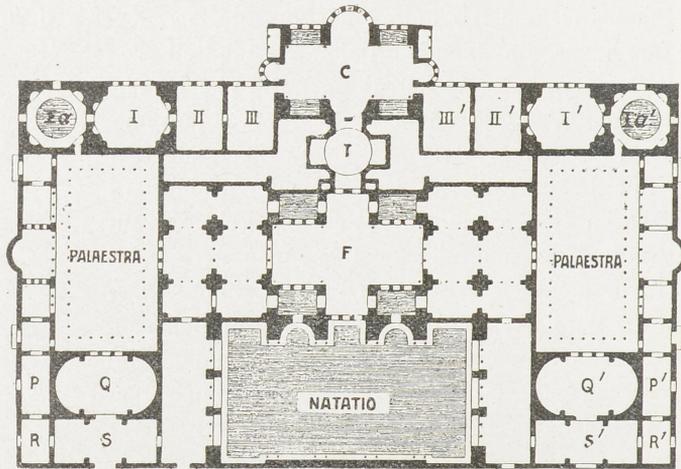


Abb. 3. Grundriss der Diocletiansthermen in Rom c. 1:2800.

eine grosse Palästra besitzen, während in Rom sich regelmässig deren zwei finden, die wesentlich kleiner gehalten, beiderseits von der Mittelachse angeordnet sind. Diese Verwendung von zwei Palästran bestimmt die Form des Gebäudes, dessen Querachse im Gegensatz zu den Trierer Thermen beträchtlich länger ist als seine Längsachse. Diese zwei Palästran haben, mit Ausnahme der Thermen Konstantins, alle grossen Kaiserthermen in Rom, die des Nero, Trajan, Caracalla und Diocletian. Es scheint eine stadtrömische Besonderheit, die vielleicht eine Erfindung des Baumeisters des Nero gewesen ist, bei dessen Thermen sie zuerst auftritt.

Der Typus aber, zu dem die Trierer Kaiserthermen gehören, ist nicht in Rom, sondern in den Provinzen zu suchen. Wir haben in Nordafrika gleich mehrere symmetrische Thermen mit nur einer Palästra gefunden, in Cherchel und in Lambesis, es gehören auch die grossen Nordthermen von Timgad

hierher, und dann sind in Trier selbst die Barbarathermen von demselben Typus<sup>1)</sup>.

1. „Cherchel (Taf. XXX1). In der Mittelachse des Gebäudes liegen die drei Hauptsäle, das Caldarium C, das Tepidarium T und das Frigidarium F. Die Querachse geht durch F und die beiden Apodyterien S/R rechts und links. Nach der Caldariumseite hingewendet liegen beiderseits an S die drei Räume I, II, III, von denen II mit einer Wanne ausgestattet ist. An der Caldariumfront zieht sich der Heizgang hin, von dem aus I, II und III und die drei Wannen von C erwärmt werden. Der Zutritt zu beiden Auskleideräumen S erfolgt von einer Vorhalle B aus.

Das Tepidarium T hatte ursprünglich keine eigene Heizung, sondern empfing seine Wärme indirekt aus C. Später wurden dort zwei kleine Lichthöfe eingebaut, so dass auch T direkt geheizt werden konnte.

Das Frigidarium F hat an den beiden Enden zwei Flügelbaptisterien E, die auch nach S geöffnet sind, ausserdem eine grössere Wanne N, die später einmal etwas verkleinert worden ist. Über die Gestalt des Hofes an der Caldariumseite lässt sich hier Genaueres nicht angeben. An der Front des Frigidariums muss die Palästra gelegen haben.

2. Lambaesis (Taf. XXX2). Der Grundriss der Hauptthermen von Lambaesis hat den Vorzug grosser Vollständigkeit. Hier ist die Palästra bekannt, an der ein grosser Abort festgestellt ist, ein nicht unwesentlicher Bestandteil der Thermenanlage. Es fehlt der auf der Caldariumseite gelegene Hof; dieser Teil des Geländes ist heute noch hoch verschüttet.

Die Anordnung der Räume ist derjenigen von Cherchel eng verwandt: Mittelachse C, T, F, Querachse S, F, S. Von beiden Räumen S kann man durch I, II und III nach C gelangen. Hier hat nicht nur II, sondern auch III eine Wanne, die sich aber als nachträglicher Zusatz charakterisiert. Der Heizgang bedient I, II, III beiderseits und C. Das Tepidarium T hat nur indirekte Heizung. Das Frigidarium F hat zwei nach S geöffnete Flügelpiscinen E. Ein sehr wesentlicher Unterschied ist, dass an Stelle des grösseren Bassins von F hier ein langer Saal B liegt, vor welchem von dem Säulengang der Palästra nachträglich noch eine Halle H mit zwei Apsidenräumen a abgetrennt ist. Der Saal des Frigidariums ist hier besonders klein, deshalb wurde neben ihm ein besonderer Versammlungsraum geschaffen.

3. Tingad (Taf. XXX3), grosse Nordthermen. Der Grundplan ist bei diesen Thermen etwas variiert durch die Einfügung von zwei Lichthöfen und durch die andere Lage der beiden Apodyterien S, die nicht in der Längsachse von F, sondern quer dazu, parallel zur Mittelachse C, T, F, sich ausdehnen. Aber die üblichen Baderäume kehren auch hier in derselben Abfolge wieder.

Die Mittelachse bilden C, T und F; die Querachse S, F und S. Aus beiden Räumen S gelangt man durch I, II und III nach C.

Wannen sind hier in II und III nicht erhalten. Die Heizung von II,

1) Das Folgende ist wörtlich dem „Vorbericht“ S. 14—20 entnommen.

III und C erfolgt in normaler Weise vom Heizgang aus, die der beiden Zimmer I hingegen von den beiden Lichthöfen. T ist aber indirekt von C aus geheizt, wenschon es unmittelbar an die Höfe angrenzt.

F hat seine beiden Baptisterien M nicht an den Schmalseiten, sondern in Nischenform an der inneren Langseite. Dadurch ist der grosse Mittelsaal von F auf der ganzen Ausdehnung seiner Schmalseiten mit den beiden Apodyterien verbunden.

An der Aussenseite von F liegt wie in Cherchel das grössere Bassin N.

Die beiden grossen Höfe sind hier nicht festgestellt. Dass eine Palästra vorhanden war, dürfte kaum zweifelhaft sein. Die an der Nordseite zur Zeit unmotiviert vorspringenden Mauerstümpfe beweisen allein schon zur Genüge, dass hier noch nicht alles aufgeklärt ist.

4. Die Barbarathermen in Trier (Taf. XXX 4). Dieser Thermenbau ist der einzige, bei dem die Ausdehnung des ganzen Baukomplexes mit zwei Höfen bereits ermittelt ist.

Es war schon gesagt, dass die Abmessungen doppelt so gross sind als bei den besprochenen drei algerischen Bauten. Auch die Zahl der Räume ist hier grösser, als bei jenen der Fall war. Neben dem Apodyterium S liegen drei heizbare Räume P, Q und R. Wenn wir von diesen hier absehen — bei den Kaiserthermen kehren sie wieder —, so behalten wir dieselbe Zahl und Abfolge der Räume wie bisher: in der Mittelachse C, T und F, in der Querachse S, F und S<sup>1</sup>. (Dass S und S<sup>1</sup> gedeckte Räume waren und Apodyterien darstellen, ist jetzt nach dem neugewonnenen Vergleichsmaterial zu vermuten, aber diese Vermutung bedarf noch der Nachprüfung durch Grabungen.) Von S gelangt man durch I, II und III nach C. Raum II ist hier einmal als grosses warmes Schwimmbad ausgebildet.

Das System der Lichthöfe zeigt hier die grösste Entwicklung; nicht weniger als vier Höfe lösen beiderseits den Baukomplex auf. Die Heizgänge beschränken sich nicht mehr auf die Caldariumfront, sondern dringen jetzt auch in das Innere des Baues vor, indem sie alle Lichthöfe verbinden und nur das Frigidarium ausschliessen, das ganz ohne Heizung bleibt. Alle übrigen Räume haben ihre eigenen Heizungen.

Das Frigidarium hat Nischenbaptisterien an beiden Langseiten in grösserer Zahl. Die Nebenräume E und E<sup>1</sup> könnten ursprünglich Flügelbaptisterien gewesen und erst nachträglich zur Vergrösserung des Saales F und zur direkten Verbindung mit S und S<sup>1</sup> ihrer Bassins beraubt worden sein. Dass ein grosses Bassin nach der Nordseite der Palästra zu lag, ist möglich, aber noch nicht genügend gesichert.

Es ist einleuchtend, dass die hier besprochenen vier Thermengebäude einen einheitlichen Typus repräsentieren. Sie zeigen bestimmte Eigenschaften, die bei allen wiederkehren, also für den Typus charakteristisch sind:

a) Die drei Hauptsäle, das Frigidarium F, das Tepidarium T und das Caldarium C, liegen in der stark betonten Mittelachse, die zugleich die Symmetrieachse des ganzen Gebäudes ist. [Der Saal F bildet mit den an seinen Schmal-

seiten grenzenden Apodyterien (S und S<sup>1</sup>) die Querachse, zu der die Mittelachse senkrecht steht.

b) Vor der Front des Saales F liegt die Palästra. Ein zweiter Hof, der mutmasslich nur zu Bedienungszwecken benutzt wurde, pflegt sich an die Caldariumseite des Gebäudes anzuschliessen.

c) Zu beiden Seiten der Mittelachse gruppieren sich in genauer Symmetrie stets drei kleinere Baderäume I, II und III, die von S aus zu passieren waren, bevor man nach C gelangte und hiermit die Flucht der die Mittelachse bildenden Räume C, T und F betrat. Da hier die Badenden aus den beiden Seitentrakten zusammenströmten, sind diese Säle besonders geräumig gehalten. Auch dienten sie, nachdem in den passierten Räumen die Säuberung erledigt war, mutmasslich zu längerem Verweilen.

d) Das Caldarium C hat stets drei Nischen für Warmwasserbecken<sup>1</sup>). Es ragt stets aus dem Baukomplex heraus, wahrscheinlich um eine genügend grosse Lichtzufuhr zu erhalten.

e) An den äusseren Ecken der Caldarien liegen regelmässig Kesselräume für Heisswasser. Die Heizgänge umschliessen C und führen an III, II und eventuell auch I entlang. Bei grösseren Bauten sind Lichthöfe eingeschaltet.

f) Auch die Gestaltung des Frigidariums F ist typisch. Es ist immer ein längliches Rechteck, in der Regel mit Flügelbaptisterien (Cherchel, Lambaesis, Barbarathermen 1. Periode<sup>1</sup>) oder mit an den Längswänden angeordneten Nischenbaptisterien (Timgad, Barbarathermen). An der äusseren Langseite befindet sich in der Mitte in der Regel noch ein grosses Becken.

g) Die Verbindung zwischen den grossen Sälen C, T und F erfolgt in der Regel durch zwei kleine Türen, jedenfalls nirgends durch grosse monumentale Eingänge; der Grund dafür ist der starke Unterschied in der Temperatur der benachbarten Säle.

h) Den Baderäumen ist stets ein Auskleideraum vorgelegt, der vom Haupteingang durch einen Vorraum getrennt ist.

Diese typischen Kennzeichen der symmetrischen Thermenbauten finden wir nun alle bei den Kaiserthermen Triers wieder.

5. Die Kaiserthermen in Trier (Tafel XXIX). In der Mittelachse liegen die drei Hauptsäle C, T und F, vor diesem die Palästra, hinter C der Bedienungshof. Seitlich von den Hauptsälen finden sich rechts und links die heizbaren Räume I, II und III und das Apodyterium S. Das Caldarium hat drei Nischen für die Bassins; in seinen Ecken liegen Kesselräume. Die Heizgänge umschliessen C und III und II. Einige Lichthöfe sind eingeschaltet. F ist ein längliches Rechteck mit Flügelbaptisterien. An der äusseren Langseite findet sich ein grösseres Becken. Der Grundplan der Kaiserthermen hat aber einen ganz besonderen Reiz durch die erhöhte künstlerische Gestaltung,

1) Bei den Barbarathermen in Trier liegt in etwas reicherer Ausführung neben der Mittelnische noch je eine kleinere für ein viertes und fünftes Becken.

1) Dieser Punkt muss noch untersucht werden.

die ihm in der Anordnung der Räume zueinander gegeben ist. Diese Grundrissanordnung hat schon immer dem Bauwerk seinen hohen Ruhm verliehen und lässt es würdig als einen kaiserlichen Bau erscheinen.

In ausgedehntem Masse sind zwischen die rechtwinkligen Räume halbrunde Apsiden und ein kreisrunder Mittelsaal eingeschaltet und so eine mannigfaltige Abwechslung in der Raumwirkung herbeigeführt. Vor allem aber hat der Grundriss durch die Verschiebung der beiderseitigen Raumfluchten I, II und III in eine Parallelachse neben die Hauptachse eine straffe Geschlossenheit bekommen, die ihn vor allen andern Vertretern dieses Typus auszeichnet und als hohe künstlerische Leistung charakterisiert.

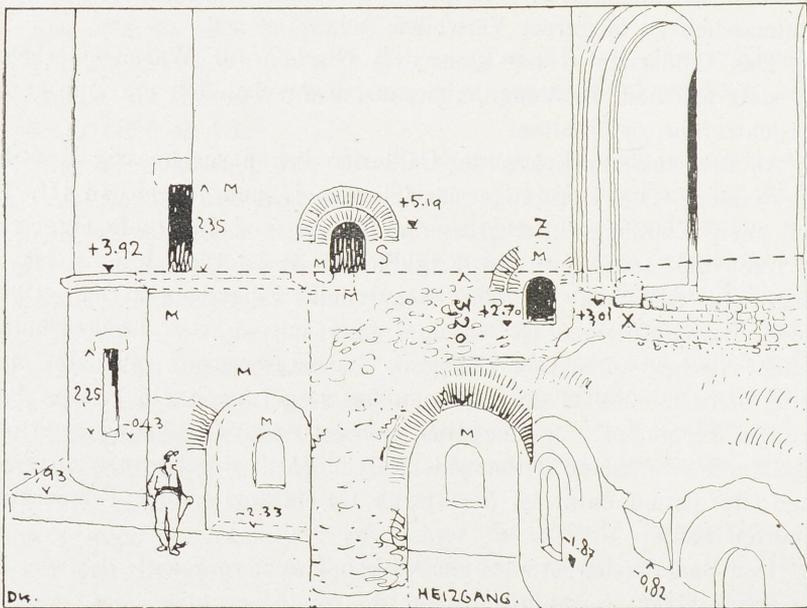


Abb. 4. Zeichnerische Erläuterung zu Taf. XXXI.

In der Reihe der symmetrischen Thermenbauten, die in den römischen Provinzialstädten sicherlich zu den schönsten und bedeutendsten Bauten zählten, stellen die Trierer Kaiserthermen den an Schönheit alles Frühere überragenden, glänzenden Endpunkt dar.“

Wenn für unsern Bau die Deutung als Thermen richtig ist, — und was den Grundriss anlangt, darf man jetzt jeden Zweifel fallen lassen —, so muss sie sich an seinem erhaltenen Teil bestätigen. Der grosse Saal des Caldariums muss in seiner Ausstattung wenigstens noch Reste derjenigen Einrichtungen aufweisen, die ein Thermensaal verlangt und die nur bei ihm vorhanden sein können. Es ist von ganz besonderem Wert, dass er hier erhalten ist, denn in den erhaltenen stadtrömischen Thermen des Caracalla und des Diocletian ist gerade dieser Saal abgerissen. Wir beginnen die Betrachtung an der Aussenseite des Caldariums, wo eine Menge von Öffnungen im Mauerwerk bisher

ganz unerklärt war (Taf. XXXI1). Der viereckige Raum rechts neben dem runden Treppenturm kann in einer Thermenanlage nichts anderes sein als der grosse Wasserbehälter, aus dem die Badebassins gespeist werden. Die Öffnung S bezeichnet die Zuflussstelle der Wasserleitung, die den Behälter füllt. Die tiefer gelegene Öffnung Z ist die Abflussöffnung. Von da ging aussen um die Apsis eine Rinne ringsum. In der Mitte der Fensterbänke der heutigen Fensteröffnungen sind noch deutliche Reste der eingearbeiteten Kanäle erhalten, die das Wasser aus dieser Rinne in das Bassin im Innern der Apsis führten. Dieser Sachverhalt ist von Herrn Krencker ermittelt worden und durch die Erläuterungszeichnungen zu den Photographien anschaulich dargestellt worden. (Abb. 4 und 5). Krencker denkt sich die Fensteröffnungen der unteren Reihe geschlossen und nach innen als Statuennischen verwendet. Die Rinne, die auf Abb. 6 den

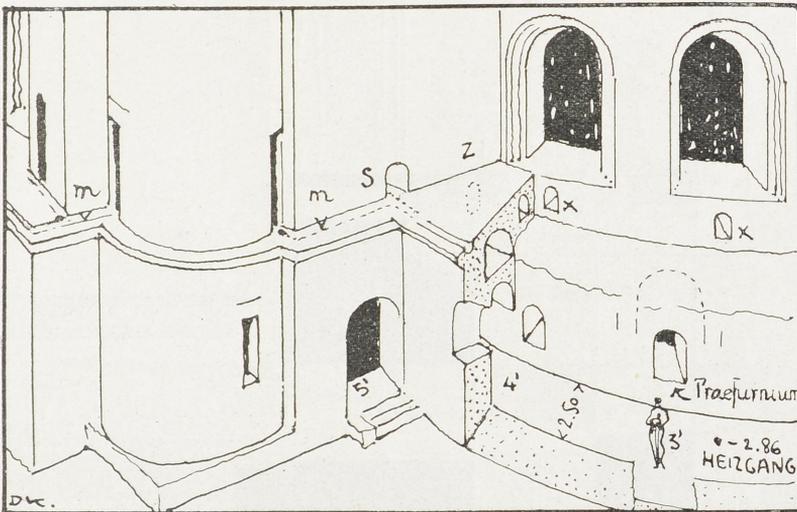


Abb. 5. Perspektivische Skizze mit Ergänzungen zu Taf. XXXI1.

Rand des äusseren Umgangs begrenzt, führt das Wasser von der Wasserleitung hier in die Behälter. Diese Ergänzung beruht auf dem, was wir bei sehr gut erhaltenen Thermen in Madaurus beobachtet haben. Man sieht auf dieser Zeichnung zugleich, wie vom Heizgang aus die Heizung unter dem Badebassin bedient wird.

Wie die Einrichtung im Innern zu denken ist, zeigt ein Blick in die südliche Apsis des Caldariums (Taf. XXXI2) mit Krenckers Erläuterungszeichnungen (Abb. 7 und 8). Hier ist unter dem mittleren Fenster der Zuflusskanal heute noch erhalten. Die weiteren Zu- und Abflüsse sind auf der Zeichnung ersichtlich. Auffallend bleibt hier die Tatsache, dass von den fünf Heizöffnungen nur eine einzige in römischer Zeit offen und in Gebrauch gewesen ist. Auch die Wasserzuflussöffnungen sind zum Teil schon in römischer Zeit vermauert gewesen. Da bestehen noch ungelöste Fragen.

Eine wichtige Frage war die nach dem Zeitpunkt der Errichtung des

Thermengebäudes. Die Funde an Münzen und Scherben, so weit sie schon gesichtet sind, scheinen die nächstliegende Annahme zu bestätigen, dass der Bau in die Zeit des Diocletian fällt. Damals hat Constantius Chlorus als Cäsar des Westens regelmässig in Trier Hof gehalten; er wird für seine Residenzstadt diesen Prachtbau errichtet haben.

Zu beachten sind eine ganze Reihe von Spuren, die auf Umbauten bzw. auf Änderungen des ursprünglichen Bauplanes namentlich in der Ausführung der Heizanlagen hinweisen. Eine besonders einschneidende

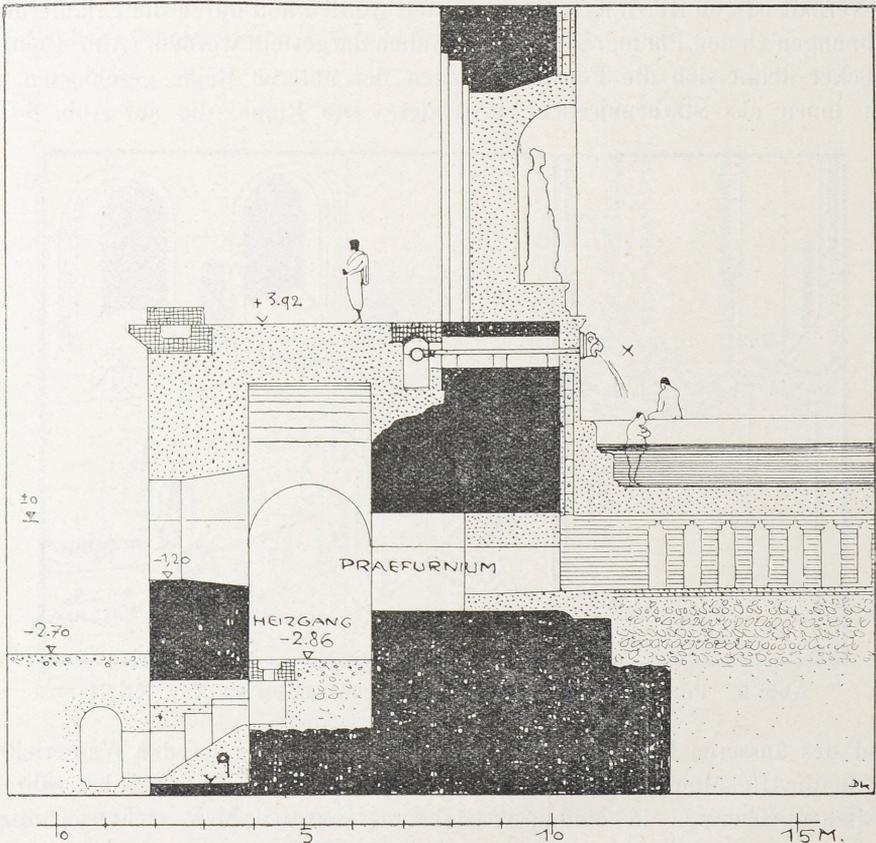


Abb 6. Schematischer Schnitt durch Heizgang und Bassin des Caldariums.

Änderung zeigt die Hoffront des Frigidariums. Dort waren für die Kellergänge unter dem Frigidarium vier Ausgänge nach dem Hof vorgesehen; sie sind mit hohen Steinpfeilern eingefasst, deren Kapitäle noch erhalten sind, aber diese sämtlichen Zugänge sind nicht benutzbar, weil sie zugemauert sind (Taf. XXXII1). Unter den Palästran ziehen sich häufig grosse Kellergänge hin, vielleicht ist ähnliches auch hier beabsichtigt gewesen, aber später aufgegeben worden.

An diesen Ausgängen und an der Westseite der Palästra in dem Fundament der Zwischenhalle, die dort festgestellt ist, fanden sich im Funda-

ment die Reliefsteine, die die Abbildungen Taf. XXXIII 1 und 2 wiedergeben. Es sind Quader von abgerissenen Grabdenkmälern, die ganz den



Abb. 7. Zeichnerische Erläuterung zu Taf. XXXI, 2.

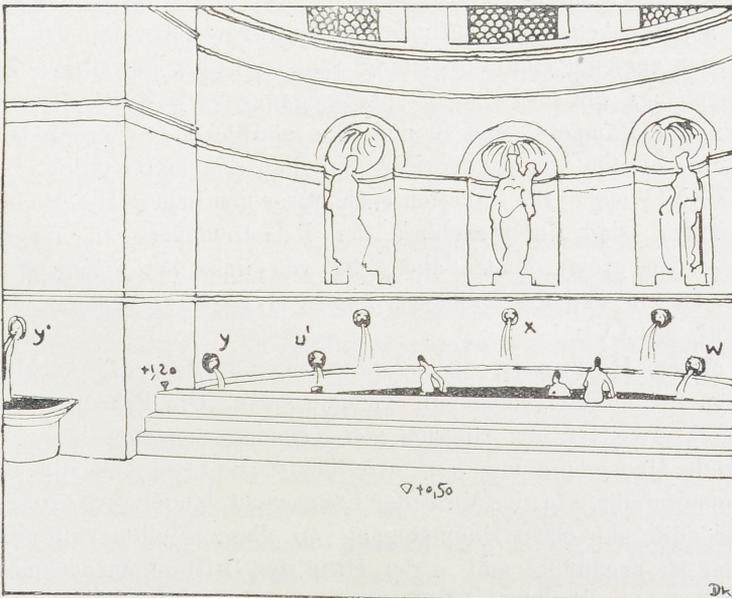


Abb. 8. Ergänzte Ansicht der Apsis b' des Caldariums.

gleichen Eindruck machen wie die bekannten Grabdenkmäler von Neumagen

im Trierer Museum, die ja auch aus Fundamenten herausgezogen sind. Die Neumagener Grabdenkmäler stammen von einem Kastell, das Kaiser Constantin erbaut hat. An der Zweinischenhalle am Westende der Palästra, die, wie schon erwähnt, ein nachträglicher Einbau ist, fand sich eine frische Münze Constantins. So liegt es auch hier nahe, als den Vollender des Baus den Kaiser Constantin anzunehmen, dessen Bautätigkeit für die Kaiserresidenz Trier von den panegyrischen Lobrednern hoch gepriesen wird. Er wird auch den Thermenbau, den er in mancher Hinsicht umgestaltete, zu Ende geführt haben. Bei der Stadterweiterung, die Trier damals erfahren hat, mussten die grossen Grabdenkmäler vor den Toren der Stadt fallen. Das dadurch gewonnene Baumaterial verwendete Constantin an verschiedenen Stellen, zur Vollendung der Kaiserthermen in Trier ebenso gut wie zur Erbauung von Strassenkastellen an der Mosel, von denen wir bisher nur das von Neumagen kennen. So sind diese Grabmalbruchstücke in die Fundamente auch der Thermen gekommen.

Aber die Kaiserthermen haben nicht lange bestanden. Eine der grössten Überraschungen, die unsere Ausgrabungen erbrachten, war die Bestätigung einer alten Beobachtung von Chr. W. Schmidt, die man bisher als zu wenig glaublich zur Seite geschoben hatte, dass nämlich an vielen Stellen die Mauern der Thermen bis tief hinunter, oft tiefer als die heutige Fussbodenhöhe abgebrochen sind und über die so abgebrochenen Mauern sich neue Estriche und neue Mauern hinziehen. Es hat also einmal ein grosser Umbau stattgefunden (Taf. XXIII). Und was das auffallendste dabei ist: auch dieser Umbau erweist sich noch als der römischen Zeit angehörig. Wie die Mauern dieses Umbaus über die abgebrochenen Thermenmauern hinweggehen, zeigt das Bild Tafel XXXII 2, das zugleich eine Vorstellung gibt von der gewaltigen Zerstörung des Thermenbaues, die dem Umbau vorausgegangen sein muss. Das Bild gibt die Mauern der Räume R und S und die nördlichen Seitenwände der Palästra wieder, die im Innern der Exerzierhalle freigelegt wurde. Das grosse Bild Taf. XXXIV macht die Situation noch etwas deutlicher. Die Mauern rechts im Vordergrund sind der Anschluss der Palästramauern an die Ecke des Raumes S. Die grosse Mauer aber, die von links her kommend das Bild durchzieht, ist ein Teil des Umbaus, dessen Grundriss wir jetzt betrachten müssen (Taf. XXXV).

Bei diesem Umbau ist das Frigidarium, mit dem die Auskleideräume enthaltenden Seitenflügel vollständig verschwunden. Die Palästra ist zu einem grossen Platz erweitert, der ringsum von Kammern umgeben ist. Die grosse durchlaufende Mauer, die man auf dem letzten Bild sah, ist die Rückwand dieser Kammernreihe. In der Mitte der Längswand fanden sich grosse Pfeilerfundamente, die auf einen Haupteingang an dieser Stelle schliessen lassen. Ein gleicher ist gegenüber und in der Mitte der Ostfront anzunehmen.

Von den grossen Sälen des Thermengebäudes sind nur das Caldarium und das Tepidarium übriggeblieben. Während das letztere im Thermenbau genau den Mittelpunkt des Hauptbaues bildete, ist es jetzt die Vorhalle geworden,

durch die man von dem Platz in den allein noch übrigen Saal des Caldariums gelangt. Rechts und links davon ist noch der Raum III, das alte Sudatorium, erhalten geblieben. Hinter III und der östlichen Kammernreihe befindet sich ein kleines Badehaus mit Peristyl, einer kleinen Palästra, mit Frigidarium, Tepidarium und Caldarium, ein vollständiges Bad von den Abmessungen, wie man sie bei Kastellen und grösseren Villenanlagen, auch bei kleinen städtischen Bädern kennt.

Dieser spätrömische Umbau ist für uns noch ein ungelöstes Problem. Herr Krencker geht davon aus, dass der grosse Saal C im Mittelalter und zwar wahrscheinlich schon im frühen Mittelalter eine Kirche gewesen ist, die berühmte Kirche zum heiligen Kreuz. Der Name wird mit der Kreuzform des Grundrisses begründet. Krencker nimmt an, dass der Saal C damals bereits Kirche geworden sei. Er hält den Platz für einen Marktplatz und das Bad für eine selbständige Anlage. Demgegenüber ist zu betonen, dass das Bad ersichtlich im engsten Zusammenhang mit dem ganzen Umbau ausgeführt ist. Die Reihe von Pfeilern, die bei den Thermen nur vor dem Eingang zu den Auskleideräumen vorhanden waren, sind jetzt an der ganzen Aussenfront des Umbaus herumgeführt worden. Dadurch wird doch der Bau zu einem einheitlichen Ganzen zusammengeschlossen, aus dem man das kleine Badegebäude nicht herauslösen kann.

Ein Bad scheint auf einen Wohnbau hinzuweisen. Dann müsste man in den Kammern, die den Platz umgeben, etwa eine Kaserne der kaiserlichen Leibwache vermuten. Wichtig wäre es für das Problem vor allem zu wissen, wie die übrige Umgebung des Caldariumsaales, der ehemalige Bedienungshof der Thermen, durch den Umbau gestaltet worden ist. Davon ist noch nichts untersucht. An Vergleichsmaterial gibt es nur einen Bau in Gortyn auf Kreta, wo ein Prätorium durch einen Umbau des Kaisers Gratian einen grossen Hof erhalten hat. In die Zeit des Gratian, der viel in Trier residiert hat, wird auch unser Umbau zu setzen sein. Vielleicht hat Gratian sich hier ein praetorium, ein grosses Amtsgebäude, geschaffen.

Die klarste Vorstellung von dem Verhältnis der beiden Bauten zu einander geben die Rekonstruktions-Skizzen, die Herr Krencker entworfen hat. Er lehnt sich im Aufbau der Thermen (Taf. XXXVI) namentlich an die Diocletiansthermen in Rom an. Man sieht im Vordergrund die nach Westen gerichtete Schmuckfront, dahinter die Palästra, beiderseits von langen Hallen flankiert. In der Mitte springt die grosse Apsis des Frigidariums weit in den Hof vor. Der Langsaal des Frigidariums ist kenntlich durch das hochgeführte Dach. Die Seitenflügel mit den Ankleideräumen sind niedriger gehalten. Der Mittelbau setzt sich aus mehreren Räumen zusammen. Er wird überragt durch den hohen Bau des Caldariums mit den halbrunden Apsiden und den Ecktreppentürmen. Der Bedienungshof musste noch rein nach Vermutung gezeichnet werden, nur der Aquädukt, der angegeben ist, beruht auf tatsächlichen Unterlagen. Eine grosse Reihe von Pfeilerfundamenten, die in jener Gegend bei verschiedenen Ausgrabungen gefunden worden, dürfen wir jetzt, nachdem der Bau als Thermen nachgewiesen

ist, als eine Wasserleitung deuten. Wir kennen ja die grosse Wasserleitung, die vom Ruwertal kommt, und in einzelnen Resten am Abhang des Petersberges sich bis in die Nähe des Amphitheaters nachweisen lässt.

Das zweite Bild zeigt den Umbau (Taf. XXXVII). Da beherrscht der grosse Platz die Bauanlage. Durch ein Kreuz auf hoher Säule in der Mitte weist Krencker auf seine Deutung hin, dass damals schon der Bau eine Kirche gewesen sei. Als ein selbständiges Bauwerk erhebt sich das ehemalige Caldarium, vor ihm der Rundbau des ehemaligen Tepidarium als niedrige Vorhalle. Die Baulichkeit links an der Seite ist die kleine Badeanlage.

Trotzdem dies Ganze nur einen Umbau darstellt, verrät auch hier die Anlage einen grossen Zug und ist noch immer der Kaiser würdig, die den zerstörten Thermenbau in dieser Weise herstellten.

Soweit waren unsere Ausgrabungen und Untersuchungen geführt, als der Krieg ausbrach. Wenige Tage vor der Kriegserklärung war der Vorbericht nach Berlin eingesandt und von der Akademie zum Druck angenommen. Jetzt stehen die sämtlichen technischen Mitarbeiter im Felde; mögen sie alle wohlbehalten zu der gemeinsamen Arbeit zurückkehren. Der Restbetrag der früher bewilligten Mittel soll auch nach dem Kriege zur Verfügung stehen, so dass wir hoffen dürfen, die grosse Unternehmung zu einem erfolgreichen, seiner Bedeutung würdigen Abschluss zu bringen.

Am Sonntag den 21. Mai 1916 unternahm der Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande einen Nachmittagsausflug nach Remagen zur Besichtigung der älteren und neueren Ausgrabungen, der städtischen Sammlung und sonstiger Sehenswürdigkeiten. Museumsdirektor Dr. Lehner, welcher die Führung übernommen hatte, gab einleitend einen Überblick über die römische Ortsgeschichte von Remagen<sup>1)</sup>. Er führte etwa folgendes aus: Wie wir aus einer Stelle des römischen Schriftstellers Florus wissen, hat der Feldherr Drusus um das Jahr 12 vor Christi Geburt am Ufer des Rheines ungefähr fünfzig Kastelle angelegt, welche mit den beiden Hauptwaffenplätzen Mainz und Xanten zusammen die Operationsbasis für die Eroberung des rechtsrheinischen Germaniens bilden sollten. Es gehört zu den wichtigsten Aufgaben der rheinischen Altertumswissenschaft, die Plätze und die Anlage dieser Drususkastelle tunlichst genau zu erforschen, und eine Reihe von ihnen ist auch, wenigstens der Lage nach, schon bekannt, wie Strassburg, Worms, Bingen, Boppard, Koblenz, Bendorf, Urmitz, Andernach, Bonn, Köln, Worringen, Neuss, Gellep, Asberg, Calcar, Cleve, Nymwegen, zum Teil sind auch ihre Befestigungsanlagen selbst bereits untersucht und festgestellt. In früheren Jahren galt es nun auch als selbstverständlich, dass das römische Remagen in Drusus seinen Gründer zu verehren habe; und dieser Glaube hat auch seinen monumentalen Ausdruck in dieser Stadt gefunden: wenn man vom Bahnhof kommt, so durchschreitet man eine Drususstrasse und überquert einen Drususplatz. Aber durch

1) Vgl. hierzu B. J. 110. S. 142 ff. und 114/5 S. 204 ff.

die Ausgrabungen, welche das Bonner Provinzialmuseum wiederholt in längeren Zwischenräumen mit rühmenswerter, verständnisvoller Unterstützung der städtischen Behörden von Remagen hier vorgenommen hat, hat sich diese Annahme als irrtümlich erwiesen. Remagen ist kein Drususkastell, ist nicht unter dem ersten römischen Kaiser Augustus gegründet. Vielmehr führen die ältesten Funde erst in die Zeit des Kaisers Tiberius (14—37 nach Chr.) zurück. Es könnte ja nun vielleicht gleichgültig scheinen, ob Remagen ein paar Jahrzehnte früher oder später entstanden ist, wenn sich nicht in diesen geringen zeitlichen Unterschieden gewisse interessante historische Ereignisse und Tatsachen widerspiegeln. Unter Tiberius wurde bekanntlich die germanische Eroberungspolitik des Augustus aufgegeben, der Feldherr Germanicus wurde 16 nach Chr. aus Deutschland zurückgerufen, man beschränkte sich auf die Rheingrenze. Damit hatten die alten Drususkastelle, die der Offensivpolitik zu dienen gehabt hatten, ihre eigentliche Bedeutung verloren, und es traten an ihre Stelle Defensivkastelle, welche die Rheingrenze gegen die Angriffe der rechtsrheinischen Germanen schützen sollten. Und während die Drususkastelle ihrem offensiven Charakter entsprechend an solchen Stellen angelegt waren, die für den Aufmarsch in Feindesland zweckmässig waren, erhielten die unter Tiberius angelegten Defensivkastelle ihren Platz da, wo die Einbruchstellen ins linksrheinische Römergebiet, also vor allem die natürlichen an den Rhein führenden Strassen, zu schützen waren. Ein solches tiberisches Defensivkastell war also auch Remagen, es hatte die breite natürliche Strasse des Ahrtales zu decken, eine Aufgabe, in welche es sich mit dem sicher vorhandenen aber noch nicht erforschten Kastell Sinzig geteilt haben wird. In die Anfangszeit der Regierung des Tiberius, also ungefähr 16 nach Chr. oder kurz nachher fällt die Gründung des römischen Remagen, und so können wir unsern heutigen Ausflug, wenn wir wollen, als eine Gedächtnisfeier des 1900 jährigen Bestehens von Remagen betrachten.

Während nun am Oberrhein in der Provinz Obergermanien, südlich vom Vinxtbach bei Brohl, die linksrheinischen kleineren Kastelle im letzten Viertel des 1. Jahrhunderts zu bestehen aufhörten, weil ihre Rolle des Grenzschutzes dort durch den Ihnen so wohlbekannten rechtsrheinischen Limes und seine Kastelle übernommen wurde, lagen die Verhältnisse in Niedergermanien, also am Niederrhein nördlich von Brohl, anders. Da hat niemals ein rechtsrheinischer Festungsgürtel die linksrheinischen Kastelle abgelöst, sondern letztere mussten die ganze Kaiserzeit als Grenzwehr dienen und haben es mit wechselndem Glück auch getan. Remagen hat also mindestens 400 Jahre lang als römische Festung bestanden und so kann es uns nicht wundern, dass seine Wehrvorrichtungen sowohl als auch seine Innenbauten im Laufe dieser langen Zeit vielfache Umänderungen erfahren haben. Diese Bauperioden sind nun durch unsere Ausgrabungen wenigstens bezüglich der eigentlichen Umwehrung völlig geklärt. Die Befestigung des römischen Remagen hat drei Hauptperioden erlebt: Die Periode des Holzerdkastells, die des Steinkastells und die der spätrömischen Ortsbefestigung. In der ersten, der Erdkastellperiode, bildete das Kastell

Remagen ein etwas verschobenes Rechteck von 100 bis 110 Meter Breite und leider unbekannter Länge; die ganze Hälfte dem Rheine zu ist nämlich durch spätere Terrainveränderung so zerstört, dass man nicht mehr sagen kann, wie weit die Befestigung dort gereicht hat. Die äusserste Möglichkeit wäre aber, nach den Terrainverhältnissen, eine Längenausdehnung von etwa 120 Meter. Die Befestigung nach welcher die Bezeichnung Holzerdkastell gewählt ist, war folgendermassen ausgeführt. Man hob zwei je 3 Meter breite und etwa 1,50 Meter tiefe spitze Festungsgräben aus und verwendete die daraus gewonnene Erde hinter den Gräben zum Wall; diesen Erdwall fasste man vorn und hinten mit je einer Holzpalisadenwand ein; die beiden Wände waren rund 3 Meter von einander entfernt, so dass also hier eine 3 Meter (= 10 röm. Fuss) starke Erdmauer mit hölzerner Verkleidung entstand. Natürlich ist Holzverkleidung und Erdwall längst verschwunden, nur die Pfostenlöcher im gewachsenen Boden und an einigen Stellen erhaltene Holzstümpfe lassen die ehemalige Anlage erkennen, ebenso wie sich auch die Form der längst wieder zugefüllten Gräben durch den Unterschied der unreinen Erdefüllung von dem reinen nie bewegten gewachsenen Boden deutlich erkennen lässt. Ein Modell dieser Holzerdbefestigung, die übrigens bei allen frühromischen Befestigungen des Rheinlandes wiederkehrt, ist im Bonner Provinzialmuseum zu sehen. In diesem Zustand blieb die Befestigung bis zum Jahre 69/70 nach Christus, also bis zu jenem furchtbaren Jahre, wo das ganze Rheinland in Aufruhr war, wo der batavische Freiheitskrieg tobte, Legionen meuterten, und nach dem Tode des Kaisers Nero die Thronprätendenten Galba, Otho und Vitellius um die Krone rangen. In dieser Kriegszeit erwiesen sich die Holzerdbefestigungen als zu wenig haltbar, sie wurden grösstenteils ein Raub verheerender Feuersbrünste. Als man daher nach dem Eintritt geordneter Zustände unter Vespasianus die Lager wiederherstellte, da ersetzte man die vergänglichen Holzpalisadenwände durch eine massive Steinmauer, hinter der der Wall angeschüttet wurde, an die Stelle des Holzerdkastells trat von 70 nach Christus an das Steinkastell. So auch in Remagen. Hier wurde gleichzeitig der Umfang des Kastell etwas erweitert, die Südseite wurde um 25 Meter vorgehoben und auch die Westseite wurde etwas verschoben, so dass das Kastell jetzt 110 Meter breit und wahrscheinlich 140 bis 150 Meter lang wurde. Die abgerundeten Ecken des Kastells und auch die laufende Mauer wurde in regelmässigen Abständen von 16 Metern durch viereckige Türme verstärkt, die vor allem als feste Unterlage für die Aufstellung der römischen schweren Geschütze zu dienen hatten. Zwei solcher Türme mit der zwischenliegenden Mauerstrecke sind dank den verständnisvollen Bemühungen der Remagener Stadtverwaltung sichtbar erhalten geblieben. Man sieht die 1,20 Meter breite Kastellmauer, die an der betreffende Stelle noch zwischen 3 und 4 Meter hoch erhalten ist, mit ihrem obersten Teil aus dem Erdboden ragen. Vor der Mauer war wieder ein doppelter Festungsgraben, hinter ihr der Erdwall, der bei der Ausgrabung in ausgezeichnete Erhaltung herauskam, jetzt allerdings wieder unter den hohen modernen Erd- und Schuttschichten verschwunden ist.

In dieser Form blieb die Befestigung bis in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts bestehen. Dann aber trat an die Stelle der relativ schwachen und niedrigen Kastellmauern im ganzen Rheinland ein anderes Befestigungssystem: das der hohen und breiten massiv aus Stein hergestellten Ortsbefestigungen. Auch dieser Befestigungswechsel steht in engem Zusammenhang mit einschneidenden geschichtlichen Ereignissen. Im Jahre 260 nach Chr. hatte der obergermanische Grenzwall den Anstürmen der Germanen nicht mehr standhalten können, die Germanen waren ins rechtsrheinische Römergebiet am Oberrhein eingedrungen und hatten es in Besitz genommen. Nun galt es, die blühenden Städte und Städtchen im linksrheinischen Römerland zu schützen und das geschah eben mittelst der starken hohen Mauern, die jetzt überall entstanden. Auch Remagen erhielt damals oder etwas später seine Ortsmauer, die 3 Meter stark und mindestens 6 Meter hoch aufgeführt wurde unter Mitbenutzung der noch erhaltenen alten Kastellmauer. In äusserst lehrreicher Weise ist diese Tatsache an der offen erhaltenen Stelle zu sehen, wo die alte Kastellmauer von der davorgesetzten späten Ortsmauer überragt wird. Diese bestand jedenfalls das ganze 4. Jahrhundert und wohl auch noch länger. Es ist die Zeit, aus welcher uns auch zum ersten Mal der keltisch-römische Name Rigomagus bezeugt ist, aus dem ja unser heutiges Remagen entstand.

Wenn so die Befestigung von Remagen in ihrer historischen Entwicklung jetzt ganz klar vor uns liegt, so ist dies leider weniger der Fall bezüglich der Innengebäude des Kastells. Zwar haben gerade die Ausgrabungen der letzten Jahre da erfreuliche Fortschritte gebracht, aber infolge der dichten modernen Bebauung von Remagen sind es immer nur Bruchstücke von Gebäuden, die bei den Ausgrabungen freigelegt werden können, Bruchstücke, für welche uns überall noch der Zusammenhang fehlt. Am meisten ist dies zu bedauern bezüglich der gewaltigen Säulenhalle, von der drei Säulenbasen in dem einzigartigen Museum der Stadt Remagen im Untergeschoss an ihrer ursprünglichen Stelle zu sehen sind. Sie gehören zu einem tempelartigen Gebäude, das, wie wir in den letzten Jahren feststellen konnten, eine Vorhalle von 6 derartigen Säulen zwischen zwei antenartig verlängerten Seitenmauern besass. Seine Frontbreite betrug 28 Meter, die Tiefe ist leider noch unbekannt. Wohngebäude mit Heizanlagen fanden sich rechts (östlich) von diesen Gebäuden, ein gewaltiger Bau, der grösstenteils in den heutigen Pfarrgarten fällt, war links davon durch eine 4,50 Meter breite Strasse getrennt. Anscheinend zu letzterem Bau gehört ein wohlerhaltener Keller mit mehreren Nischen, der in den letzten Tagen freigelegt wurde und augenblicklich sichtbar ist (dicht neben dem Eingang zum Kirchplatz).

Über die Truppen, die im Kastell gelegten haben, unterrichten uns die Grabsteine und Weiheinschriften, deren Gipsabgüsse nach den Originalen des Provinzialmuseums vollzählig im Remagener Museum vereint sind, eine stattliche Chronik in Stein, wie sie aus keiner anderen kleinen Rheinstadt ähnlich vollständig vorhanden ist. Die Gräberfelder des römischen Remagen hat die Stadt in sachgemässer Weise ausgegraben und ihr reicher Inhalt an schönen

Tongefässen Gläsern u. dgl. bildet den Hauptschmuck der reizvollen Lokalsammlung. Auch die glücklichen Ergebnisse der Ausgrabung einer römischen Töpferei bei Sinzig, in welcher Terra sigillata im 2. Jahrhundert hergestellt wurde, haben grösstenteils dort Aufstellung gefunden<sup>1)</sup>. Dem unermüdlichen Leiter des Museums, Herrn Apotheker Funck in Remagen, darf nicht nur die Stadt Remagen, sondern auch die rheinische Altertumswissenschaft für seine vortreffliche Arbeit, über die er ja mehrfach in unseren Jahrbüchern berichtet hat<sup>2)</sup>, dankbar sein.

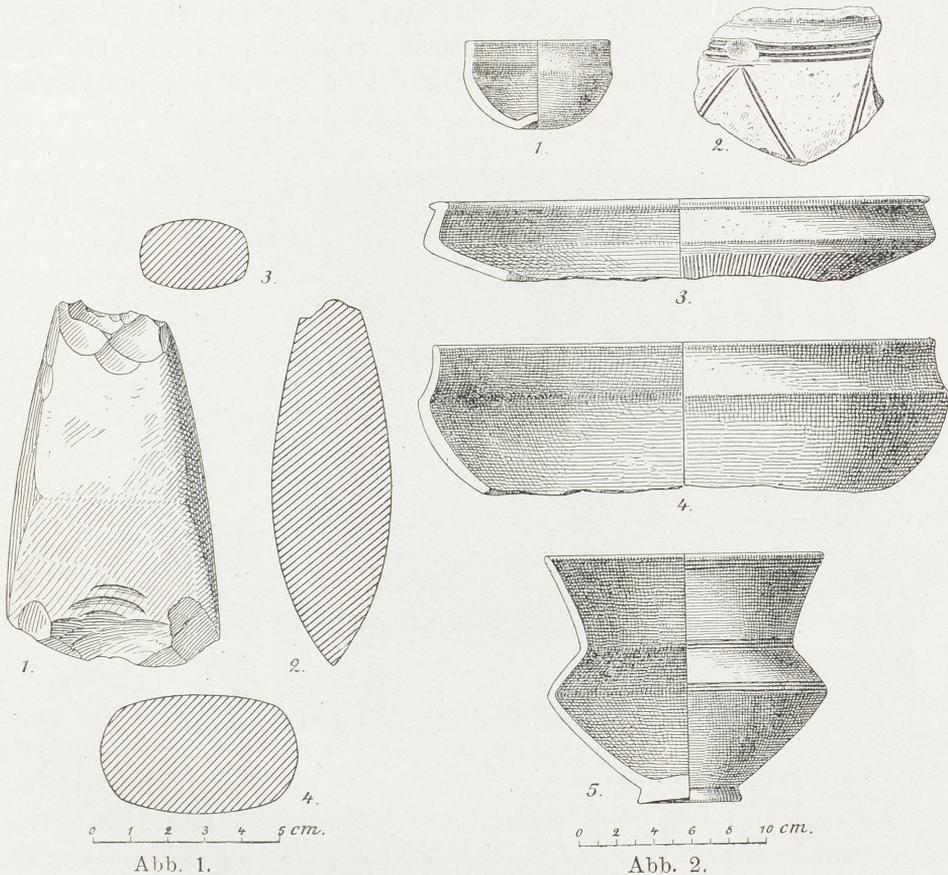
Am 29. Juni 1916 sprach Museumsdirektor Dr. Lehner „Über einige Altertumsfunde von der Westfront“. Er führte etwa folgendes aus: Der Krieg hat unsere wissenschaftlichen Verbindungen mit dem feindlichen Ausland zerrissen und es ist anzunehmen, dass das Band, welches speziell französische und deutsche Gelehrte vor dem Kriege immer fester verknüpfte, erst lange Jahre nach dem Kriege wieder notdürftig zusammengeflickt werden kann. Ein reger literarischer und brieflicher Meinungsaustausch hin und her über die Grenze nicht nur, sondern auch häufige persönliche Besuche gehörten zu den alltäglichen Selbstverständlichkeiten. Die eifrigsten und gründlichsten Besucher unserer rheinischen Museen waren von jeher französische und belgische Gelehrte, und auch uns zog es immer wieder hinüber zum Studium der reichen Altertümer Frankreichs und Belgiens. Wenn irgendwo in der Wissenschaft, so ist in unserer vaterländischen Archäologie die Pflege internationaler Beziehungen und Berührungen notwendig und ganz besonders in unserer rheinischen Altertumskunde; hing doch durch alle vorgeschichtlichen Perioden der grösste Teil des Rheinlandes mit den benachbarten französischen und belgischen Kulturgebieten aufs engste zusammen und hat doch in der römischen Kaiserzeit unser Rheinland gewissermassen nur den schmalen Grenzstreifen gebildet, der die gallischen Provinzen des Römerreichs vom freien rechtsrheinischen Germanien, vom Barbarenlande, trennte.

Wenn daher die Unterbrechung dieser wissenschaftlichen Beziehungen zu unsern westlichen Nachbarn zu den schmerzlichen Notwendigkeiten gehört, die wir nun einmal tragen müssen, so ist es um so erfreulicher, feststellen zu können, dass unsere eigenen Offiziere und Mannschaften, die im Felde stehen, uns gewissermassen einen Ersatz schaffen, indem sie vielfach ganz aus sich selbst, ohne irgendwelche Anregung aus der Heimat, neben ihrer aufreibenden und gefahrvollen Tätigkeit noch Zeit und Lust finden, sich um die archäologischen Verhältnisse der näheren und fernerer Umgebung ihrer Stellungen zu kümmern. Dass wir von jeher Mitglieder unseres aktiven Offizierkorps zu unseren besten und erfolgreichsten Mitarbeitern gezählt haben, ist bekannt; dass sie aber auch mitten im Kriege ihr Interesse an diesen Dingen betätigen, das

1) Vgl. XVIII. Jahresbericht der Provinzialkommission für Denkmalpflege 1914. S. 73 f. und 79 ff.

2) B. J. 106, S. 141 f.; 119, S. 322 ff.; 122, S. 247 ff.

kann nicht genug rühmend hervorgehoben werden. Zahlreiche Briefe, die ich von mir persönlich unbekanntem Herren von der Front erhalte, bezeugen dieses lebhaftes Interesse. Meist sind es Anfragen über die Bedeutung dieses oder jenes Denkmals, eines Ringwalles, eines Grabsteines, welchen der Betreffende in seiner Umgebung gesehen hat. Aber oft genug sind es auch Meldungen über neue Funde, die beim Ausheben von Schützengräben, Unterständen und ähnlichen Erdarbeiten entdeckt werden. Und solche Meldungen erhalten natürlich auch andere Fachgenossen, so dass sich für uns allmählich eine ganz



neue, höchst anziehende Tätigkeit entwickelt hat: das Sichten und Bestimmen archäologischer Funde von der Front. Wenn uns dann auch noch gute Abbildungen oder gar die Originalfunde selbst zur Ansicht zugeschickt werden, so ist das natürlich ganz besonders wertvoll. Über ein Paar solcher Fälle soll hier berichtet werden. Einer meiner eifrigsten Berichterstatter ist ein Offizier, der in der Umgegend von Reims seinen Standort hat. Bereits im vorigen Jahre hatte er bei Vouziers ein Steinbeil gefunden, welches er mir im Original zusandte (Abb. 1). Es ist stark abgenutzt und abgesplittert, aber sorgfältig geschliffen und poliert und gehört einer sehr verbreiteten Klasse neolithischer

Beile an. Es besteht aus einem weisslich-grauen Feuerstein, der dort in der Gegend vorkommt, einem Material, aus welchem auch manche im Rheinland gefundenen Steinbeile hergestellt sind, welches aber selbst im Rheinland nicht ansteht, so dass hier ein Import aus dortiger Gegend anzunehmen sein wird.

Dann schickte mir mein Gewährsmann mehrere Berichte über Erdgruben, die er in der Ebene westlich von Reims beim Ausheben von Schützengräben gefunden hatte. Der Boden besteht dort in der Champagne bekanntlich aus Kreide, darüber lagert eine Schicht Kreidelehm von wechselnder Stärke, zwischen 1 und 3 Meter Dicke. Die Gruben sind ganz gefüllt mit schwarzer Erde, Resten von Holzkohle, grossen und kleinen verbrannten Lehmbrocken und vielen Tierknochen und Topfscherben. Die Gruben weisen zweierlei Formen



Abb. 3.

auf, die einen sind zylindrisch und enthalten Späthallstattscherben, von denen einige charakteristische in Abb. 2, 1—4 abgebildet sind. Die andere häufigere Art der Gruben hat eine konische oder bienenkorbartige Form, d. h. sie sind mit kreisrunder Grundfläche und schräg nach oben zusammenlaufendem Durchschnitt in den gewachsenen Boden eingetieft. Beide Grubenformen kommen bekanntlich auch bei uns im Rheinland vor; es sind Vorratsgruben, wie auch der Inhalt beweist, zum Teil wohl auch Abfallgruben. Gerade die zweite, die Kegel- oder Bienenkorbform, interessiert uns hier ganz besonders, denn wir haben sie in letzter Zeit häufig hier in der Rheinprovinz beobachtet. Wir fanden sie bei Plaidt (B. J. 122, S. 301 und Taf. XXXVI 3), bei Polch und Gering auf dem Maifeld, ganz neuerdings auch bei Sarmsheim im Kreise Kreuznach, und ebensolche Gruben aus Braubach und Oberlahnstein hat Bodewig

beobachtet und in den Nassauer Annalen 33, S. 13 ff. beschrieben. Sie gehören der frühen La Tènezeit an, und so ist es auch bei den entsprechenden Gruben bei Reims, aus deren einer der in Abb. 2, 5 sowie Abb. 3 dargestellte fast ganz erhaltene Tonbecher stammt. Es ist ein zierlicher dünnwandiger Becher aus feingeschlemmtem Ton, 13 $\frac{1}{2}$  cm hoch, noch nicht auf der Töpferscheibe hergestellt, aber sorgfältig aus der Hand geformt. Er hat eine eigentümlich schwarze, fast metallisch glänzende Farbe, auch im Bruch ist der Ton sehr dunkel. Die eigentümlich eckig geknickte Form ist gerade für die La Tènekultur der Marnegegend charakteristisch, wo solche Becher nicht selten mit schönen Maeanderverzierungen vorkommen. (Déchélette, Manuel d'archéologie préhistorique celtique et Gallo-romaine II, 3 S. 1462 Fig. 1—3.)

In Rheinland kommt die Form meines Wissens genau so in der La Tènezeit nicht vor, obgleich es verwandte Formen gibt. Dagegen darf man in diesen vorrömischen Gefäßen Vorstufen gewisser sog. belgischer Gefäße des Rheinlandes aus der ersten Kaiserzeit erblicken. Charakteristisch ist für einen Teil unserer belgischen Keramik bekanntlich die graublau, oft glänzend

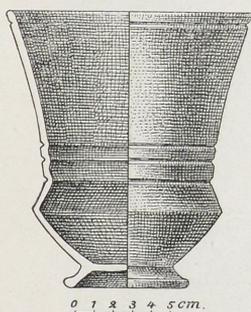


Abb. 4.

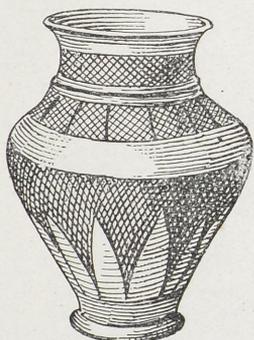
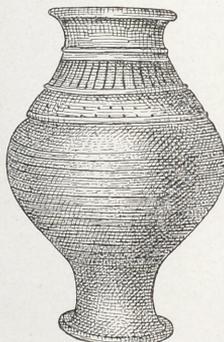


Abb. 5. a) Hermeskeil



b) Reims.

schwarze Farbe, die durch Einlassen von Rauch in den Töpferofen entstanden ist, und welche wir schon an unserem Becher aus Reims sehen. Seine Form aber dürfte an gewissen Bechern der belgischen Keramik in ihrer Weiterentwicklung noch zu spüren sein, wie z. B. in dem in Abb. 4 dargestellten Becher aus dem augusteischen Gräberfeld von Andernach (B. J. 86, Taf. VI, 10), an welchem eine eigentümliche Verzerrung und Verziehung der ursprünglichen gesunden Form des La Tènebechers zu beobachten ist.

Dass auch sonst in der Gegend von Reims das archäologische Interesse wach ist, zeigt die 121. Nummer der Champagnezeitung des VIII. Reservekorps vom 27. Mai 1916, in welcher ein frisch geschriebener Aufsatz „Streifzüge in der Reimser Champagne“ S. 738 f. von allerlei Altertumsfunden handelt. Dort sind einige Grabfunde der La Tènezeit abgebildet, die wieder die nahen Beziehungen der Champagne mit unserer Moselgegend beweisen. Die dort abgebildete Tonurne ist aufs nächste verwandt mit gewissen La Tèneurnen der Trierer Gegend aus Hermeskeil (Jahresberichte der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier 1893. Taf. IV, 11). (Abb. 5.)

In die römische Zeit werden wir geführt vor allem durch einen wichtigen neuen Inschriftfund aus der Metzger Gegend. Die erste Nachricht davon verdanke ich Herrn Oberst z. D. Wulff in Oberkassel, der sie von einem Offizier, der in der Metzger Gegend an der Front steht, erhielt. Es handelt sich um einen sehr stattlichen Altar aus feinem weissem Muschelkalk, wie er für die dortige Gegend Lothringens charakteristisch ist. Der Altar<sup>1)</sup> lag 2 m tief mit der Schriftseite nach unten. Er ist 1,35 m hoch und offenbar ausgezeichnet erhalten. Ein kräftig profiliertes Sockel und ein reichverziertes



Abb. 6.

Gesims gliedern ihn, auf letzterem ist in der Mitte eine Vase dargestellt, von der Ranken nach beiden Seiten sich winden. Auf den Schmalseiten (Abb. 6 und 7) ist einerseits ein pappelartiger Baum, andererseits Bogen und Köcher dargestellt. Auf der Vorderseite (Abb. 8) steht in schönen grossen ausgezeichnet erhaltenen Buchstaben folgende Inschrift:

„*I(ovi) O(ptimo) M(aximo) | et Herculi | Saxsetano | vexillari(i) |*

1) Er ist seitdem von Keune im Röm. germ. Korrespondenzblatt IX, 1916, Nr. 3, S. 38ff. abgebildet und besprochen worden. Ich verdanke Keune's Freundlichkeit einige Angaben über den Fund, den er im Original gesehen hat.

*leg(ionis) XIII Gem(inae) Mar(tiae) Vic(tricis) |, qui erant sub | cura C(aii) Appi(i) Cap | itonis > (= centurionis) leg(ionis) eiusdem | v(otum) s(olverunt) U(berentes) U(aeti) m(erito).“*

Dem Jupiter und dem Hercules Saxsetanus ist der Altar geweiht. Der Beinamen des Hercules erinnert uns hier am Rhein sofort an den so häufig vor-



Abb. 7.

kommenden Hercules Saxanus, den bekannten Schutzgott der römischen Steinbrüche im Brohltal. Und in der Tat handelt es sich um keinen anderen als um eben diesen Gott. Wie „Saxanus“ von „saxum“ abgeleitet ist (andere früher vermutete Ableitungen lohnen nicht mehr der Mühe der Erwähnung), so ist „Saxsetanus“ von „saxetum“ abgeleitet, ein Wort, welches z. B. bei

Cicero de lege agraria II 67 vorkommt und eine felsige, steinige Gegend bedeutet. Die Wortbildung ist ganz ähnlich, wie die von *olivetum*, *vinetum* u. dgl. — *Vexillari* der legio XIII Gemina Martia Victrix haben den Altar geweiht. Damit bekommen wir seine genauere Zeitbestimmung. Die legio XIII stand vor Augustus bis zum Jahre 43 in Mainz; geht dann nach Britannien und kehrt erst 70 nach Germanien und zwar wieder nach Mainz zurück, von

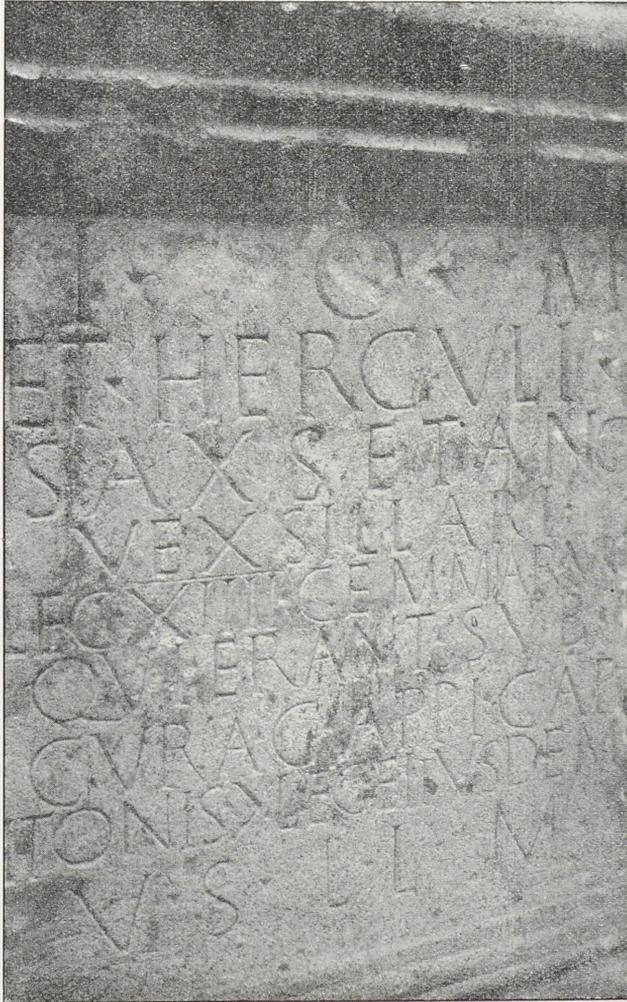


Abb. 8.

wo sie 90 nach Pannonien geht. Erst während des zweiten germanischen Aufenthaltes führt sie die Beinamen „*Martia Victrix*,“ also kann der Altar nur aus der Zeit von 70 bis 90 n. Chr. stammen. In dieser Zeit waren also offenbar Soldaten dieser Legion in Lothringen beschäftigt. Nun kennen wir aus derselben Gegend, aus der der neugefundene Altar stammt, bereits drei

früher gefundene Altäre des Hercules Saxanus mit der sonst üblichen Bezeichnung des Gottes. Sie stammen von Detachements dreier anderer Legionen der Rheinarmee, nämlich der legio XXI Rapax (CILXIII, 4623), der legio VIII Augusta (CILXIII, 4625) und der legio X Gemina (CILXIII, 4624). Die letztere hat bekanntlich nur zwischen 70 und 105 in Germanien und zwar in Nymegen gelegen, von wo sie nach Pannonien kam<sup>1)</sup>. Zum Überfluss ist aber ihr Altar noch genauer datiert, denn er ist ausser dem Hercules Saxanus auch geweiht „*imp. Vispasiano Aug. et Tito imp. et Domitiano Caesari*“, wonach er zwischen 70 und 79 errichtet sein muss. Derselben Zeit wird wohl auch der Altar der legio XXI rapax angehören. Diese Legion lag von 9 bis 43 in Vetera, dann bis 70 teils in Mainz, teils in Vindonissa, von 70 bis 83 in Bonn und von 83 bis 89 wieder in Mainz, wonach sie aus Germanien verschwindet. Den Beinamen „rapax“ führt sie schon unter Claudius und Nero, so dass er für die genauere Datierung nicht verwertbar ist. Aber nachdem die beiden schon vorher besprochenen Altäre sicher erst aus flavischer Zeit stammen und auch der vierte, wie wir gleich sehen werden, dieser Zeit angehören muss, so wird man auch für die Weihung der XXI. Legion diese Zeit annehmen dürfen. Der vierte Altar nämlich ist von der VIII. Legion geweiht, welche überhaupt erst 70 am Rhein erscheint und in Strassburg lag. — In der flavischen Kaiserzeit haben also mindestens vier Legionen des germanischen Heeres, und zwar zwei sicher obergermanische (VIII und XIII) und eine sicher niedergermanische (X) in den Kalksteinbrüchen in Lothringen arbeiten lassen, während wir bei der vierten, der XXI., nicht ganz sicher sagen können, ob ihr Altar aus ihrem Aufenthalt in Bonn (70—83) oder in Mainz (83—89) stammt. Auch ihre Hilfstruppen waren dort beteiligt, wie aus der Inschrift des Altars der XXI. Legion hervorgeht. Das lässt auf einen recht lebhaften Betrieb der dortigen Steinbrüche schliessen, der unserem rheinischen Tuffsteinbruchbetrieb im Brohltal um dieselbe Zeit nichts nachgegeben haben dürfte. Der dort gebrochene Stein, aus dem auch der neugefundene Altar besteht, ist ein feiner weisser Muschelkalk. Zu welchem Zweck haben die Truppen dieses Material gebraucht? Für ihre Lagerbauten gewiss nicht; dafür verwendete man am Niederrhein, wie die Ausgrabungsbefunde lehren, eben den Brohler Tuff und anderes Material aus der Eifel, Grauwacke, Basalt, später auch Trachyt. Und am Oberrhein, bei Mainz und gar bei Strassburg, war man um Baumaterial gewiss nicht verlegen. Aber wir finden bekanntlich, dass am ganzen Rhein, wie an der Mosel durch das ganze erste Jahrhundert alle Bildwerke, fast alle Inschriftsteine, namentlich alle Soldatengrabsteine, aber auch alle feineren Architekturglieder, wie Säulen, Kapitele, Pilaster, Friese, Architrave, Gesimse usw. aus feinem weissem Muschelkalk bestehen. Von der Obermosel, so vermutete man schon immer, stamme dieses Material. Sollte es da ein Zufall sein, dass wir gerade in der Gegend von Metz in flavischer Zeit einen ausgedehnten Kalksteinbruchbetrieb seitens der rheinischen Legionen nunmehr durch vier Inschriften bezeugt

---

1) Ritterling de legione X. Gemina.

finden? Dass z. B. das Material für die Stadtmauer und die Tore des römischen Köln, soweit es aus Kalkstein besteht, aus jenen Steinbrüchen stammt, ist bereits früher durch exakte Untersuchungen festgestellt worden<sup>1)</sup>, aber es wird der Mühe lohnen, das Material tunlichst vieler unserer Kalksteinmonumente mit dem lothringischen Stein durch Sachverständige vergleichen zu lassen; ich zweifle nicht, dass durch eine solche umfassende Untersuchung die hohe Bedeutung der Lothringer Kalksteinbrüche erst ins richtige Licht gerückt werden würde.

Dem Hercules Saxanus haben dort in Lothringen wie bei uns im Brohltal die steinbrechenden Abteilungen Altäre geweiht. Aber hier wie dort nicht ihm allein, sondern sie haben auch dort in mehreren Widmungen den höchsten römischen Gott, den Jupiter Optimus Maximus mitbedacht, seinen Namen dem des Hercules vorangestellt. So in der Weihung der legio VIII Augusta (CILXIII, 4625), so auf unserem neuen Lothringer Altar und ebenso auf mehreren Altären aus dem Brohltal. Wie die Beneficiariier an dem Orte ihrer Station einen Altar zu weihen pflegten, der dem Jupiter und dem Genius loci, also dem höchsten römischen Gott und dem Schutzgott ihres Standortes, gemeinsam gehörte, so ist es auch hier: der Hercules Saxanus ist der Genius loci, der Schutzgott des Ortes, wo Steine gebrochen werden. Oder richtiger gesagt: der Schutzgott dieser Örtlichkeit, ein einheimischer Ortsgott, dessen Namen wir nicht kennen, wird von den römischen Soldaten mit dem ihnen geläufigen Hercules verschmolzen, ähnlich wie wir unter dem Mercurius Arvernus, der Diana Mattiaca, Diana Abnoba und vielen ähnlichen Namenskombinationen einheimische Ortsgötter zu verstehen haben, die mit wesensverwandten römischen Göttern identifiziert wurden. An Örtlichkeiten, wo Steine gebrochen werden, ist der Name des Hercules Saxanus gebunden, einerlei ob sie im Brohltal oder in Lothringen, bei Tivoli (CILXIV, 3543) oder im Trentino (CILV, 5013) liegen.

Wer immer sich mit dem Wesen und der Bedeutung des Hercules Saxanus beschäftigt, der muss sich auseinandersetzen mit dem berühmten, vielbesprochenen Saxanusdenkmal aus dem Brohltal. Es ist kürzlich in diesem Jahrbuch 123, S. 15ff. von Wigand neu besprochen worden, der m. E. ganz richtig die eigentümliche Form des Denkmals und seiner Teile auf orientalische Vorbilder zurückgeführt hat. Die Nischen mit den Altären darin und die hohen spitzen Obeliskensind, wie er gezeigt hat, zweifellos orientalischen Ursprungs. In Syrien liegen die nächsten Analogien für diese merkwürdigen Bestandteile des Denkmals (s. in diesem Jahrbuch S. 16, Abb. 1, die hier in Abb. 9 wiederholt wird). Dagegen kann ich Wigand nicht folgen, wenn er nun auf Grund dieser Beobachtungen hinter dem Hercules Saxanus selbst einen bestimmten orientalischen Gott, nämlich Mithras, vermutet. Ich will hier auf seine Beweisführung nicht näher eingehen: die ganze Gestalt des Denkmals aus dem Brohltal weicht

1) Schultze und Steuernagel, Col. Agrippinensis. B. J. 98, S. 52, ein Hinweis, den ich Herrn Prof. Oxé verdanke.

durchaus von allem ab, was wir sonst von Mithras-Denkmalern kennen — und wir übersehen diese ja dank dem ausgezeichneten Werk von Cumont in einzigartiger Vollständigkeit — und auch in den Einzelheiten ist nichts, was irgendwie an Mithraskult und Mithrasdenkmäler erinnert. Nur eines vermochte W. dafür anzuführen, das sind die merkwürdigen Zeichen über den Nischen und Obelisken. Wigand hat wohl mit Recht in diesen 7 Bildern (zwei Sonnen, zwei Mondsicheln, drei Kugeln) eine etwas ungeschickte Darstellung der sieben Planeten des Altertums, Sol, Luna, Mars, Mercurius, Jupiter, Venus, Saturnus, erkannt, eine Vermutung, die ich selbst früher schon öfter mündlich ausgesprochen hatte. Es ist nicht zu bestreiten, dass der Kultus der sieben Planeten



Abb. 9.

unter anderen auch im Mithraskultus in der Mischform, in welcher wir ihn aus römischer Überlieferung kennen, seinen Platz gehabt hat. Aber nicht in dieser Religion allein findet sich der Planetenkult, sondern er hatte sich ganz unabhängig davon überall im römischen Reich seinen Platz erobert. Babylonisch-assyrischen Ursprungs haben sich die Planetengötter als Schutzgottheiten der Wochentage<sup>1)</sup> im Hellenismus vereint mit den 7 Tagen der jüdischen Woche über Kleinasien, Ägypten, Afrika, Italien verbreitet. In Pompeji und Puteoli findet sich ihr Kult schon im Anfang der Kaiserzeit,

1) Vgl. hierzu und zum Folgenden E. Maas, Die Tagesgötter.

ebenso in Lambaesis und anderen afrikanischen Orten. In Rom ist die Planetenverehrung um 100 n. Chr. sicher schon eingeführt und erhält dort in den Septizonien oder Septizodien in der Folgezeit einen prunkvollen monumental Ausdruck. Und ausserordentlich häufig sind die Beispiele der Verehrung der Planeten als Tagesgötter ganz unabhängig vom Mithraskult gerade im Rheinland. Und zwar sind sie hier mit Vorliebe verbunden mit dem Kultus des Jupiter Optimus Maximus an den diesem geweihten Jupitersäulen, die in Obergermanien und der Belgica so häufig sind, aber auch in Niedergermanien nicht ganz fehlen. Bekanntlich pflegen die Bilder der Planeten dort an dem achtseitigen Zwischensockel angebracht zu sein, der sich zwischen das vierseitige Viergötterpostament und die Säule schiebt<sup>1)</sup>, während das ganze Monument selbst stets dem Jupiter geweiht ist. An einem runden, d. h. zylindrischen solchem Zwischengliede aus Mainz<sup>2)</sup> sind die 7 Planeten um den Genius loci gruppiert. Und das ist im Grunde dieselbe Anordnung, wie bei unserem Saxanusdenkmal aus dem Brohltal: in der Mitte der Altar, der laut Inschrift dem Jupiter Optimus Maximus und dem Hercules Saxanus, der ja den Genius loci der Steinbrüche vertritt, geweiht ist, umgeben von den sieben Zeichen der Planetengötter. Ich erkenne also in diesem Denkmal eine Vereinigung des Wochengötterkultus mit dem Kultus des Jupiter und des Hercules Saxanus. Die orientalischen Anklänge in der Form des Denkmals und in seinen Einzelheiten finden ihre ausreichende Erklärung in der Herkunft des Wochengötterkultus aus dem Orient, und seine eigentümliche kulissenartige Architektur könnte an die Septizonien oder Septizodien anlehnen, die nach E. Maas einleuchtenden Darlegungen a. a. O. grosse dekorative Façadenbauten gewesen sein müssen. Irgend etwas an Mithras und seinen Kult Erinnerndes vermag ich dagegen nicht in dem Denkmal zu erkennen.

Ich wollte nur an ein paar Beispielen zeigen, wie rege und wertvoll das Interesse unserer Offiziere an der Front für die archäologischen Funde ist. Das legt uns die Verpflichtung auf, ihnen nicht nur zu danken, sondern auch zu helfen. Solche Funde, wie die oben behandelten, werden natürlich auch an anderen Stellen der langen Westfront gemacht. Aber nicht immer werden die Herren wissen, an wen sie sich um Auskunft oder Rat wenden können, und so kann manches Wertvolle unbeachtet verloren gehen. Deshalb muss schleunigst eine Zentralstelle geschaffen werden, die den draussen stehenden Offizieren als Beratungsstelle bekannt gemacht werden muss; oder vielmehr die Stelle besteht schon: es ist die Römisch-germanische Kommission in Frankfurt a. M. Ich freue mich, feststellen zu können, dass meine Anregung, sich der Altertumsfunde an der Front in weitestem Massstabe anzunehmen, bei der Römisch-germanischen Kommission volles Entgegenkommen gefunden hat und hoffe, dass auf diese Weise noch manches Wichtige gerettet wird, das sonst verloren ginge.

1) Vgl. Haug, Die Wochengöttersteine Wd Z. IX, S. 17 ff.

2) Wd. Z. IX, Taf. I Fig. 2 a u. 2 b.

Am 27. Juli 1916 fand die Generalversammlung statt. In der anschliessenden Sitzung hielt Geh. Rat Fr. Winter einen Vortrag über Schulunterricht auf griechischen Vasenbildern.

Seit den ältesten Zeiten hat die Dekoration in Griechenland einen Hauptboden ihrer Entwicklung im Tongeschirr gefunden. Nach der anfänglich rein ornamentalen ist vom siebenten Jahrhundert v. Chr. an die figürliche bildliche Darstellung der Gefässe üblich geworden. Den Stoff für die Bilder bot der unererschöpfliche Sagenschatz. Daneben ist man aber auch am Leben nicht achtlos vorübergegangen und insbesondere in Athen haben die Maler in den Bildern, mit denen sie die Vasen schmückten, ausser von den Geschichten der Götter und Helden gern auch von der Gegenwart und den Vorgängen der Wirklichkeit erzählt. Ein Blick auf das Ganze dieser Bilder zeigt, dass die Auswahl aus der Fülle dessen, was das Leben in der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen an Darstellungsstoff bot, durch mancherlei verschiedenartige Bedingungen bestimmt, in den einzelnen Zeitepochen auch einer stetigen Wandlung unterworfen gewesen ist. Schon früh tritt die Neigung hervor, den Stoff der Darstellung dem praktischen Gebrauch des Gefässes entsprechend zu wählen. So sind die für den Grabschmuck bestimmten Gefässe häufig mit Bildern von Bestattungsszenen, Totenklage, Besuch am Grabe geschmückt. Auf den Hydrien, die zum Wasserholen dienten, sind Brunnenzenen dargestellt, auf den Trinkschalen Gelage, auf den Toilettegefässen Bilder aus dem Frauenleben. Oft aber sind die Darstellungen auch frei, ohne Beziehung zu der Verwendung der Gefässe gewählt. Gewisse Stoffe, wie alles, was mit Religion und Kultwesen zusammenhängt, sind durch die ganze Zeit des Bestehens der attischen Vasenmalerei, wenn auch nicht immer gleich häufig, behandelt worden. Andere Themata kommen zu bestimmten Zeiten auf, bleiben eine Zeitlang beliebt und treten dann hinter neu aufkommenden Darstellungen zurück oder verschwinden auch völlig, und es lässt sich beobachten, dass dieser Wechsel im Zusammenhang mit den Wandlungen der Zeitverhältnisse, der Sitten und Lebenshaltung sich vollzieht. Der allgemeine Charakter der Zeit spiegelt sich in den bildlichen Äusserungen der Maler wieder. Ein derart Allgemeinstes scheint wahrnehmbar, wenn in der älteren Zeit das Leben der Männer und insbesondere das öffentliche Leben überwiegend geschildert wird, in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts das Interesse der Maler mehr den intimeren Vorgängen sich zuwendet und insbesondere das Treiben der männlichen Jugend ein zeitweise mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit behandeltes Hauptthema wird, im vierten Jahrhundert dagegen das Frauenleben den Vorzug gewinnt und nun auch das Leben des Kindes als Bildstoff Beachtung findet.

Wenn innerhalb der so einmal nur in den ganz grossen Zügen gekennzeichneten Wandelung gewisse Erscheinungsformen oder Erscheinungsmomente des Lebens als vorübergehend beliebtes Darstellungsobjekt hervortreten, so wird man geneigt sein, den Grund dafür nicht in dem zufälligen persönlichen Interesse des einen oder anderen Malers, der gerade diesen besonderen Dingen Beachtung geschenkt, künstlerische Anregung daraus geschöpft und damit

andere Maler zum Aufgreifen desselben Stoffes veranlasst hätte, sondern eher darin zu suchen, dass das betreffende Thema als eine neue oder in ihrer Art zum ersten Male auffällig werdende Erscheinung des Lebens das allgemeinere Interesse auf sich zog.

Zu einer Betrachtung unter diesem Gesichtspunkt laden die Darstellungen von Schulsenen auf attischen Vasenbildern, nachdem sie nach ihrem Werte als Quellen für die Realien des Unterrichts oft und gründlich behandelt worden sind, um so mehr ein, als sie eine zeitlich eng und ziemlich genau begrenzte



Abb. 1.

Gruppe bilden. Sie gehören, soweit sie sich auf den musischen Unterricht beziehen, der dem zweiten Teil der attischen Erziehung, dem gymnastischen Unterricht vorausging, ausnahmslos dem kurzen Zeitraum der letzten Jahrzehnte vor und der nächsten Zeit unmittelbar nach den Perserkriegen an.

Ich schicke eine Zusammenstellung der wichtigeren Stücke voraus.

Die Schale des Duris (Fig.1<sup>1</sup>) Berlin n.2285 Furtwängler-Reichhold, Griech.

1) Die Zinkstöcke für Abb. 1, 2 und 5 haben der Verlag Alfr. Kröner in Leipzig, das kais. archäol. Institut und der Verlag B. G. Teubner in Leipzig freundlichst hergeliehen. Die Vorlage für Abb. 6 wird der Güte von R. Zahn verdankt.

Vasenmalerei Taf. 136) gibt mit den vier Gruppen je eines Lehrers und Schülers, die den Unterricht im Schreiben, im Auswendiglernen der Dichter, im Flöten- und Kitharspiel veranschaulichen, und mit den abseits dabei sitzenden Pädagogen, die vollständigste Darstellung, bleibt aber ganz im Typischen. Die Schüler stehen alle bis auf den mit der Kithar, der nach Dütschke, Arch. Jahrb. 1912, 130 die Griffe übt, in der gleichen adretten Haltung da, es ist nicht zu erkennen, ob sie aufsagen oder nur zuhören. Andere Vasen bringen Bilder von einzelnen Fächern des Unterrichts in deutlicherer und lebendigerer Schilderung. Aus dem Innenbild einer Schale des Leydener Museums (Fig. 2 Arch. Jahrbuch 1889, 26, Daremberg-Saglio II 1, 471) ist ersichtlich, dass der Schüler zur Flötenbegleitung des Lehrers singt. Dasselbe ist auf einer Vase bei Gerhard, Auserl. Vasenb. Taf. 288, 9 durch einen heraneilenden Eros angedeutet; er bringt dem Knaben, der sich hier zum Singen von seinem Stuhl erhoben hat, den Kranz. Zwei Vasen des Brittischen Museums bieten insofern etwas Neues, als sie eine ganze Klasse von Schülern vorführen. Auf dem einen Bilde (Annali dell' istituto 1878 Taf. O) sind es lauter junge Knaben, die gemeinsam Musikunterricht haben. Der Lehrer unterrichtet den einen im Kitharspiel, zwei andere stehen und sitzen mit ihren Instrumenten, Leier und Flöte, dabei, während ein dritter gerade in das Schulzimmer eingetreten ist, begleitet von dem Pädagogen, der an dem durch einen Pfeiler bezeichneten Eingang zurückbleibt und, so lange der Unterricht dauert, das Kätzchen in



Abb. 2.

Verwahrung hält, das sein Zögling in die Schule mitgenommen hat. Auf dem anderen Bilde (Fig. 3 Annali dell' istituto 1878 Taf. P) ist das Kätzchen in die Schulstube eingedrungen, wo Flötenspiel geübt wird, das der Lehrer mit der Leier und, wie es scheint, mit Gesang begleitet. Darauf deuten vier kleine vor seinem Mund hingzeichnete Kreise hin, wie sie ebenso auf dem Alkaios-Sapphobilde Furtwängler-Reichhold Taf. 64 wiederkehren. Furtwängler deutet sie hier fälschlich als Textworte. Die wären in Buchstaben gegeben, also können nur Noten damit gemeint sein. Auf diesem Bilde scheinen einige der Schüler schon über das Knabenalter hinaus zu sein. Deutlicher ist das auf einer Amphora in München im Stile des Phintias (Fig. 4 Furtwängler-Reichhold Taf. 71), auf der eine Übung im Kitharspiel dargestellt ist. Der Schüler ist ein schlanker, grosser Jüngling, dem schon ein Anflug von Bart an der Wange wächst. Sollte der beige-schriebene Name Euthymides ihn als den gleichnamigen Vasenmaler bezeichnen, dem gerade Phintias besonders nahe gestanden hat

und der, wie wir jetzt aus Akropolisinschriften wissen (Robert, Arch. Jahrbuch 1915, 241), der Sohn eines Bildhauers war, so würde das Vasenbild ein Zeugnis dafür sein, dass die Maler von dem, was sie in diesen Schulzenen darstellten,

*Ann. d'Inst. 1878.*

*Tav. d'agg. P.*



Abb. 3.



Abb. 4.

nicht nur als Zuschauer aus Beobachtung, sondern gelegentlich auch aus eigener Teilnahme wussten, und daraus würde sich manches, was bei verschiedenen auf eine gewisse Bildung schliessen lässt, vor allem die bei einzelnen Meistern

gerade dieser Epoche in dem Aufgreifen neuer Stoffe wie in der neuen Behandlung alter Stoffe bemerkbare Sagenkenntnis erklären. Der Euthymides benannte Jüngling der Vase erscheint seinem ganzen Aussehen und Gehaben nach weniger wie ein Lernender als wie ein schon Fertiger. Es ist ein Zusammenspiel mit dem Lehrer, dem ein jüngerer Schüler und dessen Pädagoge aufmerksam und bewundernd zuhören.

Der Unterricht in der Dichtung wird durch die Buchrolle gekennzeichnet. Auf der unteren Stufe, auf der, wie wir es auch auf der Durisschale sehen, der Musikunterricht davon getrennt war, lernten die Schüler die Heldendichtung kennen, auf der oberen wurden sie in die Lyriker eingeführt und dazu gehörte Musikbegleitung des Lehrers (Platon, Protagoras 325 Ef.). Möglich, dass darauf zwei Vasenbilder bei Panofka, Bilder antiken Lebens Taf. 4, 2 und 5 zu beziehen sind, auf denen wir Buchrolle und Leier verbunden finden. Auf einer Scherbe aus Naukratis dagegen (Fig. 5 Brit. Museum, Journal of hell. stud. 1905 Taf. 6; Birt, Die Buchrolle in der Kunst S. 148 Fig. 80) ist schwerlich eigentliche Begleitung des Rezitierens gemeint. Ein Schreibender, von dem nur die Hand mit dem Griffel und die Schreibttafel erhalten sind, und ein Rezitierender, auf dessen Buchrolle der Anfang eines Hymnus (στησίχορον ὕμνον ἄγοισαι) aufgeschrieben steht, sitzen einander gegenüber. Nach dem Rezitierenden wendet sich ein Bärtiger, also vermutlich der Lehrer um, und bläst ihm ein paar Töne zu, indem er die Lektion, die er, wie anzunehmen, einem ihm gegenüber sitzenden Schüler im Flötenspiel gab, für einen Augenblick unterbricht.

Nicht eigentlicher Unterricht, aber doch eine in diesen Zusammenhang gehörige Szene ist auf einer Vase der Berliner Sammlung n. 2322 (Fig. 6) dar-

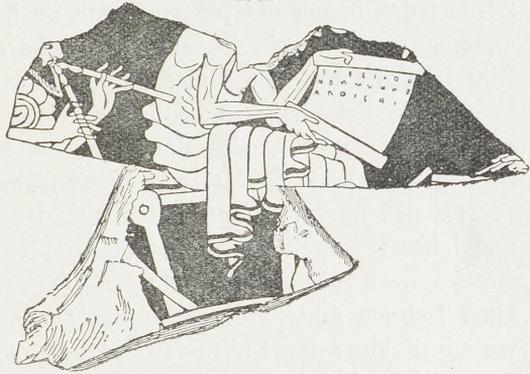


Abb. 5.



Abb. 6.

gestellt. Ein Jüngling trägt aus einer Rolle vor, die er der vor ihm stehenden Capsa entnommen hat, zwei andere hören ihm aufmerksam zu. Auf dem Deckel der Capsa liegt, noch geschlossen, eine zweite †IPONEIA betitelte Rolle. „Chironis praecepta waren das altmodische Erziehungsbuch jener Zeiten; das haben die jungen Leute noch zurückgelegt, und es ist gewiss ein anderer Text, der sie so sehr zu fesseln weiss“ (Birt, Buchrolle S. 148). Das Bild teilt die auf den Maler Euphronios führenden Merkmale, die lebendige humorvolle Erfindung, den Stil der Zeichnung und die Zufügung des Lieblingsnamens Panaitios, mit dem Innenbilde einer Schale der Berliner Sammlung n. 3139 (Hartwig, Meisterschalen Taf. 46, Festschrift für Benndorf S. 21), das in dem Manne, der mit der Schreibröhre auf den Knien dasitzt und lebhaft vorgebeugt die den Griffel haltende Rechte wie unterweisend ausstreckt, nach der gewiss richtigen Deutung Hartwigs, die Charakterfigur des alten Lehrers gibt, wie wir ihn uns zu dem vorigen Bilde hinzudenken mögen, wo die Schüler ihr Unbeaufsichtigtsein auf ihre Weise ausnutzen.

Schliesslich finden wir das Thema auf zwei Vasen mythologisch behandelt. Die Sage hat den Tod des zum mythischen Schulmeister gemachten Linos mit Herakles in Verbindung gebracht. Auf einer Vase des Pistoxenos (in Schwerin, Arch. Jahrb. 1912, Taf. 5 ff.) ist er dargestellt, wie er unwillig, von einer Greisin, die ihm die Leier trägt, begleitet, zur Schule geht, während der alte Linos den Unterricht mit dem gefügigeren Iphikles schon begonnen hat. Eine Schale der Münchener Sammlung (Furtwängler-Reichhold Taf. 105), die Furtwängler dem Duris zuschreibt, zeigt auf der einen Aussen-seite die Szene des Todschlagens selbst in einer äusserlich bewegten, aber im Grunde typisch gehaltenen, in der Charakteristik namentlich hinter dem Pistoxenosbilde weit zurückbleibenden Darstellung. Eine Klasse von Schülern ist versammelt und fährt entsetzt auseinander, wie Herakles mit einem Stuhlbein auf den Lehrer losschlägt. Die Sage kann, gleich den übrigen Geschichten von der Erziehung des Helden, wohl erst in einer Zeit entstanden sein, die dem Schulwesen so lebhaftes Interesse entgegenbrachte, wie die Vasen es für Athen bezeugen.

Aristoteles findet im VIII. Buch der Politik, wo er von der Erziehung handelt, bei der Gelegenheit der Besprechung des Flötenspiels Anlass, mit einer kurzen Bemerkung (Kap. 6, 6) an den Unterricht in vergangener Zeit zu erinnern. Er sagt: „Als die Hellenen durch die Vermehrung ihres Wohlstandes mehr Musse gewannen und gehobenen Sinnes zur ἀρετή hinstrebten, in dem gesteigerten Gefühl ihrer Taten vorher schon und dann nach den Perserkriegen, griffen sie nach aller Art Bildungsmitteln, suchten sie nach allem, ohne auszuwählen.“ Über die Musse hat Aristoteles in den vorausgehenden Abschnitten ausführlicher gehandelt. Sie ist es, die richtig, d. h. zur Geistesbildung angewandt, das Leben wahrhaft glücklich macht. Er nennt es den Anfang, das bestimmende Prinzip von allem, dass man nicht nur richtig seine beruflichen Aufgaben zu erfüllen, sondern auch auf rechte Weise die Musse anzuwenden versteht. Hierzu aber werden die Freien durch den Unterricht angeleitet und

hierdurch unterscheiden sie sich von den βάνανσοι, den Erwerbsleuten und Handwerkern, deren Leben mit Lohnarbeit ausgefüllt ist, die keine Musse lässt und den Geist niederhält. Der Art ist das Leben der Hellenen gewesen, bevor ihnen die Vermehrung des Wohlstandes den Fortschritt vom ἀσχολεῖν zum σχολάζειν, mit dem Gewinn der Musse den geistigen Aufschwung brachte.

Aristoteles spricht allgemein von den Hellenen. Uns gibt eine reiche und zusammenhängende Denkmälerüberlieferung genaueren Einblick in die athenischen Verhältnisse. Deutlich geben die Perserschuttffunde von der Akropolis mit dem stattlichen Neubau des Hekatompedos und dem gleichzeitigen massenhaften Anwachsen der Weihgeschenke in Form grosser, in feinsten archaischer Arbeit ausgeführter Marmorstatuen Zeugnis von einer in der letzteren pisisratischen Zeit eingetretenen Steigerung des Wohlstandes. Gewiss hatte sich die in den vorausgehenden Jahrzehnten vorbereitet, in denen wir in grösseren Bau- und Bildwerken eine erste attische Kunst erstehen sehen. Diese ersten Werke haben ein urwüchsiges, derbes Gepräge und sehr bezeichnend zeigt sich die vornehmste unter den Statuen, der Kalbträger, in einem agrarischen Motiv. Sie deutet, wie in der äusserlichen Einfachheit der Erscheinung gegenüber der Pracht und Eleganz der Statuen der nachfolgenden Zeit, so in diesem Motiv auf wesentlich andere Lebensverhältnisse hin, und was sie uns derart erschliessen lässt, findet seine Ergänzung und Bestätigung in den Bildern, in denen auf den im grossen Ganzen gleichzeitigen attischen Vasen des schwarzfigurigen Stils das Leben dargestellt ist. Es sind neben den Szenen von Kult und Totenfeier durchaus Schilderungen banausischen Tuns. Vom Handwerk ist erzählt, vom Handel, vom Ackerbau. Wir sehen Metallarbeiter am Schmelzofen, einen Schuster in seiner Werkstätte (Blümner, Technologie I Fig. 90, 91). Verkauf von Fischen (Gerhard, Aus. Vas. 316), von Wein (Amphora der Bonner Sammlung) und Oel (Blümner Fig. 118) ist geschildert. Andere Bilder zeigen Leute bei der Olivenernte (Blümner Fig. 116, 117), eine Schale des Nikosthenes Bauern auf dem Felde beim Pflügen und Säen. Lauter gewerbliche Tätigkeit ist dargestellt, aber kaum etwas von dem, wozu die Musse freimacht, wozu sie im Sinne der aristotelischen Darlegung allein richtig und würdig angewandt wird, von geistiger und musischer Beschäftigung. Dagegen wird diese auf den Vasenbildern des rotfigurigen Stils, dessen Aufkommen mit jener grossen und reichen Entwicklung der Marmorskulptur in Athen zusammenfällt, mit einem Mal ein beliebtes Thema, hinter dem nun die Darstellungen des Handwerks zurücktreten.

Gleich der erste bedeutendere Vertreter, wie man meint, der Begründer der neuen Malweise in der attischen Keramik, Andokides bietet ein Beispiel mit dem Bilde einer musikalischen Unterhaltung, das uns in die vornehmen und, wie die kostbaren Gewänder der Figuren zeigen, wohlhabenden Kreise der athenischen Gesellschaft einführt (Furtwängler-Reichhold, Griech. Vasenmalerei Taf. 111): ein Kitharاسpieler produziert seine Kunst, zwei Freunde oder Verehrer hören ihm zu. Bald danach hat der Maler Euphronios auf der Rückseite des Antaioskraters (Furtwängler-Reichhold Taf. 93) eine ähnliche Szene

nicht ganz so feierlich, dafür aber um so liebenswürdiger dargestellt: ein Jüngling hat ein Stück auf der Doppelflöte vorgetragen und tritt mit einer zierlichen Verbeugung vor seinen Zuhörern von dem Bema.

In zahllosen Bildern sind die Zechgelage geschildert, die damals bei der feinen Welt im Schwange waren. Für die Dekoration der Trinkschalen gab es kein passenderes Thema. Die ganze tüppige und übermütige Ausgelassenheit, mit der es dabei zuging, findet in den Darstellungen lebendigsten, mitunter gewagtesten Ausdruck. Aber es ist auch ausgesprochen — sehr zum Unterschiede gegen frühere vereinzelte Bilder derart (Vorlegebl. 1889, Taf. I und IV) —, dass diesem Treiben auch ein feinerer Zug nicht fehlte, dass es durch geistige und literarische Interessen veredelt war. Damals hat der Dichter Anakreon, nach dem Sturz des Polykrates aus Samos fortgezogen, acht Jahre (522—514) in Athen am pisistratischen Hofe gelebt. Wir finden ihn, durch Namensbeischrift bezeichnet, im Schwarm jugendlicher Trinkgenossen zweimal auf Vasen dargestellt. (Jahn, Dichter auf Vasenbildern Taf. 3. Monumenti antichi XIX 1908 Taf. 3 S. 111). Die Lieder der Dichter erklangen beim Gelage. ὦ παίδων κάλλιστε singt ein bärtiger, auf der Kline liegender Mann eines Schalenbildes (Athen. Mitteilungen IX Taf. I, Kretschmer, Griechische Vaseninschriften S. 86); es ist der Anfang eines Gedichtes des Theognis. Und wieder aus Theognis singt ein anderer ein Lied, das mit den Worten οὐ δύναμαι οὐ beginnt, und lässt sich dazu von einem Jüngling auf der Flöte begleiten. Es ist das Innenbild derselben Schale Furtwängler-Reichhold Taf. 105, auf der aussen die Szene, wie Herakles seinen Lehrer Linos erschlägt, dargestellt ist. Auch von einem Liede der Sappho ist der Anfang auf einem Bilde beigeschrieben: μάομαι καὶ ποθήω lautet der Vers, den ein Jüngling unter der Begleitung einer Kitharspielerin singt (Kretschmer S. 86).

Mit den Bildern dieser Art sind die Darstellungen der Unterrichtsszenen äusserlich und innerlich auf das engste verbunden. Sie sind aus den Kreisen derselben Maler hervorgegangen. Auch hier verdeutlichen gelegentlich beigeschriebene Verse das Dargestellte.

Das plötzliche Aufkommen der neuen Stoffe in den Schilderungen des Lebens erklärt sich daraus, dass das Leben selbst in dieser Zeit sich mit neuem Inhalte erfüllte. Dazu gehört auch die Hebung des Schulwesens. Es war nicht erst damals in Athen eingeführt worden. Schon die solonische Gesetzgebung enthielt Vorschriften über den Unterricht. Aber aus den früher bescheidenen Grenzen trat es jetzt so bedeutend hervor, dass es, wie die Vasenbilder zeigen, das allgemeine Interesse auf sich zog. Der Zusammenhang mit der gleichzeitigen grossen Entwicklung auf allen Gebieten des geistigen und künstlerischen Schaffens in Athen lässt für den Aufschwung des Unterrichts an eine Zurückführung auf gleiche Wirkungen, also auf den Einfluss der ionischen Kultur, die wir gegen Ende der pisistratischen Zeit nach schon zuvor vereinzelterem Eindringen herrschend werden sehen, denken. Diese Vermutung liegt um so näher, als bezeugtermassen, wie wir aus Nachrichten über Chios (Herodot VI 27) und Mytilene (Aelian, var. hist. VII 15) ersehen, die ionischen

Städte denen auf der griechischen Halbinsel in der Ausbildung des Schulwesens voraus waren.

In der angeführten Stelle bei Aristoteles heisst es, dass die Hellenen in jener Zeit des Aufschwungs nach allen Bildungsmitteln ohne Unterschied griffen und „so führten sie auch das Flötenspiel in den Unterricht ein.“ Die Vasenbilder zeigen den musikalischen Unterricht in Kithar- und Flötenspiel geteilt und die Flöte als Begleitung zum Gesangsunterricht im Gebrauch. Dieser Verwendung der Flöte in der Schule ist in Athen nur kurze Dauer beschieden gewesen, nicht längere, als sie durch die nur einige Jahrzehnte umfassenden Vasenbilder bezeugt wird. Die jüngsten dieser Vasenbilder reichen nicht über die erstere Zeit nach den Perserkriegen herab. Nach den Perserkriegen aber ist die Flöte aus dem Schulunterricht wieder entfernt worden. Man habe, nach Aristoteles, Pol. VIII 6, 7, aus der Erfahrung, die man mit den Lehrmitteln gemacht hatte, besser unterscheiden gelernt, was wirklich zur ἀρετή führe, und was diesem Zwecke nicht förderlich sei. Der Zeit des Aristoteles war es als geltendes Prinzip geläufig, dass die Schule ihre Hauptaufgabe nicht allein und nicht einmal so sehr in der Vermittlung von Kenntnissen, als in der Anleitung zur Tugend, in der sittlichen Ausbildung der Jugend habe. So lässt es auch Platon den Protagoras in dem gleichnamigen Dialoge aussprechen, wo die ganze Auseinandersetzung über den Unterricht in dem Satze gipfelt, dass die Tugend etwas Lehrbares sei.

Aus der Aristotelesstelle geht hervor, dass diese Auffassung nicht von Anfang an bestand, sondern sich erst nach den Perserkriegen gebildet hat, und erst aus den Verhältnissen und der Entwicklung dieser Zeit wird ihre Erhebung zum leitenden Grundsatz im Schulunterricht eigentlich verständlich. Denn damals hat sich unter der Wirkung der grossen nationalen Bewegung, die die Perserkriege hervorriefen, die Wandelung vollzogen, die dem griechischen Leben einen tieferen Inhalt gegeben hat. So deutlich wie in der Poesie aus den Dichtungen des Pindar und Aeschylus tritt uns der neue Geist aus den Werken der bildenden Kunst entgegen, die in dieser Zeit — wie ich in einem Beitrag zu dem von unserer Universität ihren Angehörigen im Felde gewidmeten 'Ostergruss' kurz ausgeführt habe — von der bis dahin geübten Darstellung des Äusserlichen, der Gestalt und der Vorgänge, Begebenheiten und Handlungen zu der Wiedergabe des Innerlichen und damit von der Schilderung zu der Charakterisierung vorgeschritten ist und in dieser das hohe Ethos ausgebildet hat, wie es nach den alten Zeugnissen seinen mächtigsten Ausdruck in den grossen Gemälden des Polygnot erhalten hat, und wie es uns aus erhaltenen Werken jener Zeit, am eindringlichsten aus dem monumentalen Bilde des Ostgiebels vom Zeustempel in Olympia sichtbar und fühlbar wird. Jetzt suchte die Kunst nicht mehr, wie vordem, in den alten Mythen nur nach dem reichen Erzählungsstoff, sondern nach dem sittlichen Gehalt, und sie strebte nicht mehr nur auf das Auge, sondern auf die Seele zu wirken. Eine im höchsten Sinne erzieherische Absicht trat hervor. Sie ist im Ostgiebel von Olympia ausgesprochen in der in diesem Bilde vom Wettkampf des Pelops und Oino-

maos enthaltenen Mahnung an die Bewerber um den olympischen Siegespreis, dass das Gottvertrauen, nicht das in Selbstüberhebung blinde Vertrauen auf die eigene Kraft zum Gelingen führt.

Gerade auf den Jugendunterricht kann diese bedeutsame Wandelung nicht ohne tiefgreifenden Einfluss geblieben sein und wir werden schwerlich fehlgehen, wenn wir die Auffassung, nach der die Schule ihre vornehmste Aufgabe in der Erziehung zur ἀρετή findet, als in diesem Zusammenhang zur Geltung gelangt annehmen.

Wir meinen diesen Zusammenhang auch bei Aristoteles selbst angedeutet zu finden. In demselben Abschnitt der Politik, in dem er von den Lehrmitteln handelt, weist er (VIII 5, 7) darauf hin, dass es für die sittliche Bildung der Jugend auch wesentlich sei, was sie an Kunstwerken zu sehen bekomme. „Und insofern“, sagt er, „soll man sie nicht zu den Bildwerken eines Pauson führen, sondern zu denen des Polygnot oder wer sonst unter den Malern und Bildhauern ein ἠθικός ist“. Dasselbe Wort aber gebraucht er zur Bezeichnung des Grundes für die Entfernung der Flöte aus dem Jugendunterricht. Sie sei kein ὄργανον ἠθικόν, sondern ein ὄργανον ὀργιαστικόν (VIII 6, 5).

Und im weiteren (VIII 6, 8) beschliesst er dann seine Ausführungen über diesen Punkt mit dem Hinweis auf den Mythos von der Erfindung des Instrumentes. Der sei recht sinnvoll erdacht. Athena nämlich habe die Flöte erfunden und wieder weggeworfen, und auch sehr hübsch sei der Grund für das Wegwerfen ersonnen: aufgebracht darüber, dass beim Spiel der Flöte ihr Gesicht sich verzerrte, habe sie es getan. Eine spätere Zeit hat die Geschichte auf Alkibiades übertragen und den als den eigentlichen Anstifter der Beseitigung des Flötenspiels aus der Schule hingestellt, wobei dann der Grund, die Verzerrung der Gesichtszüge, derselbe geblieben ist, aber dazu noch weitere Gründe, auch ein politischer mit der Spitze gegen Boeotien, aufgeboten sind, was allein schon die Unglaubwürdigkeit dieser Überlieferung zeigt. Zu Änderungen im Unterrichtsplan hat man sich auch in Athen nicht durch das launenhafte Schönheitsempfinden eines zehnjährigen Schulbuben, sondern durch ernstere Gründe bewegen lassen. Aristoteles gibt an jener Stelle den wahren Sachverhalt an. Nach Erwähnung des Athenamythos fährt er fort: „Richtiger würde man sagen, Athena habe die Flöten weggeworfen, weil der Unterricht im Flötenspiel nichts zur διάνοια, zur richtigen Ausbildung des Geistes und der Gesinnung beiträgt, denn in Athena verehren wir ja die Pflegerin der Wissenschaft und Kunst.“

Sollte hiernach nicht der Mythos von der Athena erst aus Anlass der Absetzung des Flötenspiels als Lehrgegenstand erfunden sein? Nichts zwingt zu der Annahme, dass er bereits zum alten Sagenbestande gehört habe, wenn auch die humoristische Färbung mit altionischer Mythenpoesie wohl vereinbar wäre, die aber ebenso wohl dem Satyrdrama oder einer anderen leichteren Dichtungsgattung, wie dem Dithyrambus, entspricht. Dagegen führen die erhaltenen ältesten Zeugnisse des Mythos, die zwei Verse (Nauck 381), in denen der Silen Marsyas, den selbst nach den Flöten gelüftet, Athena darauf aufmerksam

macht, wie das Spiel ihr Gesicht entstellt, und das Fragment aus dem Marsyas des Dithyrambikers Melanippides (Bergk, Poet. lyr. III S. 590, 2), gerade in die Zeit der Unterrichtsänderung. Namentlich der Dithyrambus konnte an dieser einiges Interesse haben, denn die Musik war bei ihm die Hauptsache und die Flöte bildete die musikalische Begleitung. Um so näher liegt es, an einen unmittelbaren Zusammenhang zu denken, in dem Marsyas des Melanippides eine durch jenen Vorgang angeregte poetische Gestaltung des damals in Athen aktuell gewordenen Stoffes und in dem Dichter den Erfinder des neuen Mythos selbst zu vermuten. Der Dichtung ist die bildende Kunst auf dem Fusse nachgefolgt. Wenn der Bildhauer Myron in der berühmten Gruppe der Athena und des Marsyas der Göttin nach dem Zeugnis der Marmornachbildung, die uns seit wenigen Jahren in der wundervollen Figur der Frankfurter städtischen Skulpturensammlung zurückgewonnen ist, die Gestalt eines ganz jugendlichen vornehmen Mädchens gegeben hat, wie wir sie so in der griechischen Kunst kein zweites Mal dargestellt finden, so bewundern wir, mit wie feinem Sinne der Künstler die poetische Erfindung des Vorgangs aufgefasst hat. Ihm ergab sich die ungewöhnliche Darstellung aus dem lebenswürdig koketten Zuge, den die Dichtung für die Begründung des Wegwerfens der Flöte ersonnen hatte. Noch Halbkind musste die Göttin gewesen sein, wenn sie durch die Entdeckung, dass das Blasen ihr hübsches Gesicht entstellte, so ausser sich geriet. Zugleich aber war Athena in dieser mädchenhaften Gestalt, die in ihrer Frische und individuellen Schönheit wie einem Bilde des Lebens unmittelbar nachgeschaffen erscheint, die rechte Vertreterin der attischen Jugend, der Schuljugend, für die die Massnahme der Entfernung des Instrumentes aus den Lehrmitteln getroffen war.